Therese Krones.

Roman

aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Fünfter Band.

Zweite Auflage.

Wien 1855.

Verlag von Eduard Hügel.

Druck v. U. Klopf s. u. Alex. Eurich.

Erstes Capitel.

Am 14. Februar 1827 durchlief mit der Schnelligkeit des Blitzes die erschütternde Nachricht die Residenz, der Abbé und Professor Johann Konrad Plank sei in seiner Wohnung grausam ermordet gefunden worden.

Ein Mord, wo immer verübt, macht stets die größte Sensation, zumal in Wien, wo dergleichen selten vorkommt; der Mord aber an einem Priester, einem so hochgeachteten, allgemein verehrten Priester, an einem siebzigjährigen Greise, der verehrt von Allen, die ihn persönlich kannten, geliebt von seinen Schülern war, machte ein Aufsehen, das sich nicht schildern läßt.

Johann Konrad Plank war zu Weiler im Vorarlberg'schen den 8. Juni 1757 geboren. Nach der „österr. National-Encyklopädie" absolvirte er die Humaniora zu Constanz, die letzte Classe in Wien bei den Piaristen in der Josefstadt. Er trat dann in den Orden der „Schwarzspanier". Nach der Aufhebung desselben durch Kaiser Josef II. wurde er Hofmeister bei dem Sohne eines Doctors der Medicin, Namens Puswald, in Wien. Hierauf erhielt er die Cooperatorsstelle in Altlerchenfeld, kurz darauf durch Verwendung des Abbé Hofstätter die Lehrkanzel

der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie, und als dieses Institut an die Piaristen überging, wurde Plank Professor der Mathematik bei der architektonischen Abtheilung der k. k. Akademie der bildenden Künste, und Professor derselben Wissenschaft im Pleban'schen Institute. Er war ein sehr gewandter und practischer Schriftsteller. Er gab mehr als 20 mathematische Schriften mit etwa 100 Kupfertafeln heraus, welche Werke sich alle durch Klarheit und Gründlichkeit auszeichnen, und noch immer geschätzt und gesucht werden.

Seine langjährige, ehrenvolle Laufbahn, seine Gelehrsamkeit, sein liebreiches, herzliches Benehmen, die Humanität gegen seine zahlreichen Schüler, erklären die außerordentliche Achtung, welcher sich Abbé Plank erfreute.

Durch drei Tage sprach man in Wien an öffentlichen Orten von nichts Anderem als von diesem Morde. Man erfuhr schnell, daß Plank aus Raubgier hingeschlachtet worden war. Das Entsetzen über diese Unthat steigerte sich, jemehr Details über die Weise, wie der Greis von einem ruchlosen Banditen zerfleischt wurde, ins Publikum drangen.

Der Mörder war Severin Jarosinsky.

Schon am 12. Februar, als ihm Plank schriftlich mitgetheilt, Jarosinsky könnte ihn jetzt besuchen, er habe Obligationen im Hause, steckte er sein Mordinstrument, das er für diese That gekauft und sehr scharf von dem Messerschmide hatte schleifen lassen, zu sich. Am 12. Februar wollte er den Geistlichen tödten, allein derselbe hatte ihm nur einige Obligationen im Werthe von 1000 oder 1200 fl. vorgezeigt, und diese Summe war dem Räuber viel zu gering.

Aus dieser handvoll Staatspapiere vermag ich mich nicht zurecht zu finden, redete Jarosinsky den

Abbé an. Ich ersuchte Sie doch so ausdrücklich, mir alle Ihre Obligationen zu zeigen, nur durch die Merkmale der verschiedenen Sorten vermag ich mich zu belehren; warum versagen Sie mir die Erfüllung meiner Bitte?

Mein Freund Kolb, antwortete Plank, nahm sich zu wenig Zeit, mir alle meine Papiere zu übergeben. Von der Reise in dieser Jahreszeit angegriffen und etwas unwol, gab er mir, was ihm in die Hände fiel, aber morgen soll Ihren Wünschen schon besser entsprochen werden. Kommen Sie morgen um ein Uhr mittags wieder zu mir.

Jarosinsky ging mit der Versicherung, wieder zu kommen.

Auf der Treppe des Hauses, in welchem Jarosinsky wohnte (Trattnerhof, Grabenseite, im zweiten Stocke), begegnete demselben ein armes Weib mit einem Kinde auf dem Arme.

Dieses Weib bat um ein Almosen.

Die Aermste schilderte ihre mißliche Lage so eindringlich, ihr Gesicht war mit so vielen Spuren von Noth und Kummer überzogen, ihre Kleider so dürftig, und das Kind, das sie auf dem Arme trug, wimmerte vor Kälte und Hunger so kläglich, daß Jarosinsky von dem innigsten Mitleide ergriffen ward.

Gnädiger Herr, sagte die arme Frau, erbarmen Sie sich der unglücklichsten Mutter, die es gibt; drei kleine Kinder, alle krank, habe ich im Hause, das kleinste fängt auch schon an, über Halsschmerzen zu klagen; es wird wol alle das Scharlachfieber heimsuchen, an welchem gestern mein ältester Sohn gestorben ist! — Ich habe weder einen Heller Geld, noch ein Stückchen Holz — noch für einen Kreuzer Brod! So viel Jammer ist wol noch nie über eine Familie gekommen; dazu noch eine Leiche

im Hause, für die ich die Begräbnißkosten nicht erschwingen kann.

Habt Ihr denn keinen Mann? fragte Jarosinsky.

O ja! Im Narrenthurm befindet er sich, denn er hat über unser Elend den Verstand verloren.

Jarosinsky griff nach seiner Brieftasche. Er öffnete sie und gab dem armen Weibe eine Banknote von 10 fl. — Es war Alles, was er besaß.

Da! da! sagte er, nehmt, arme Frau, pflegt Eure Kinder, kauft Euch Holz, laßt einen Doctor kommen und sorgt für Arzeneien.

Als ihm das Weib zu Füssen fallen wollte, entriß er sich ihm.

Diese Scene ist vollkommen wahr und in den Proceßacten enthalten.

Ein solches Herz zeigte Jarosinsky für fremdes Elend und — dennoch! — —

Am anderen Tage, den 13. Februar, in der Mittagsstunde, vor ein Uhr, trat Jarosinsky wieder bei dem Abbé ein.

Blank kam ihm mit heiterem Gesichte entgegen. Heute bin ich schon besser daran! Heute werden Sie schon mehr mit mir zufrieden sein. Da sehen Sie her, was ich von dem „grießgrämigen" Kolb erhielt, acht Stück fünfprocentige Obligationen im Betrage von 6100 fl. Obligationen von allen Sorten! Nun können Sie sich orientiren; andere Gattungen als ich hier habe, gibt es nicht. —

Jarosinsky warf einen Blick auf die Papiere und sagte:

Sie sprachen ja von einem größeren Capitale?

Allerdings, aber Kolb will nicht damit herausrücken; er meint, es wäre überflüssig — wozu alle Obligationen vorzeigen?

Meint er? — Nun geben Sie mir doch einen Bogen Papier, ich will mir etwas notiren.

Plank ging an seinen Secretär, Papier aus dem untern Fache herauszunehmen, dabei kehrte er Jarosinsky den Rücken und bückte sich.

Diesen Moment benützte der Mörder, zog sein schweres großes Messer schnell hervor, und führte auf das Hinterhaupt des Greises rasch nach einander solche entsetzliche Hiebe, daß dieser laut aufächzend augenblicklich zu Boden stürzte.

Das Wimmern, wüthete Jarosinsky, will ich Dir vertreiben!

Da hast Du noch Eins! sagte er, und gab dem auf dem Boden Liegenden noch einige Hiebe auf den Kopf, versetzte ihm einige Stiche in die Brust und in den Unterleib, starrte dann sein Opfer an, und lauschte, ob es noch athme. — Als er kein Lebenszeichen mehr wahrnahm, raffte er die Obligationen zusammen und steckte sie zu sich.

Nun nur noch die Ducaten! sagte der Mörder.

Er stürzte auf den Ofen los, der im Zimmer stand, suchte da unter demselben, auf demselben, im Ofen, endlich unter dem Bette; da entdeckte er nichts als einen Stiefelknecht und ein Kistchen, in welchem einst Kölnerwasser sich befunden haben mochte, und in welchem alte Strümpfe lagen; dieß stieß er voll Unwillen mit dem Fuße fort.

Hierauf warf er noch einen langen spähenden Blick auf den Leichnam, wickelte das blutige Messer in sein Schnupftuch, hüllte sich in seinen Mantel und eilte schnell von dem Schauplatz seiner entsetzlichen Missethat.

Auf der Stiege des zweiten Stockes begegnete ihm eine Dienstmagd mit einem Wasserkruge.

Er drückte den Hut tief in's Gesicht und zog seinen Mantel bis zu den Augen empor.

Vor dem Thore stand ein Fiaker, dessen sich der Mörder zur Fahrt nach der Annengasse bedient hatte; in diesen schwang er sich und fuhr eiligst nach Hause.

So oft Jarosinsky sich noch vom Hause entfernte, befahl er seinem Jazeck, die Wohnung zu hüten, an dem schauerlichen 13. Februar sendete er den Diener nach der Roßau mit dem Auftrage, sich nach einem bequemen Reisewagen bei einem Sattler zu erkundigen, und den Preis eines solchen Wagens ihm zu melden.

Das Erste, was er zu Hause that, war, seine Kleider, seine Wäsche zu mustern und die Spuren von Blut daran zu vertilgen.

Sein Hände bedeckte Blut, sein Hemd war damit bespritzt, seine Weste, seine Beinkleider waren besudelt; er wusch sich, warf das Hemd und sein Schnupftuch in einen Winkel, reinigte die Weste und das Beinkleid, und verbarg das Messer unter der Diele der Hausthür.

Als er sich mit frischer Wäsche versehen, ging er augenblicklich fort, verschloß seine Wohnung sorgfältig und machte sich auf den Weg zu einem Juwelier nächst dem Stockimeisenplatze.

Bei diesem trat er ein und begehrte Schmuck zu sehen.

Ich bin ein ungarischer Fruchthändler, sprach er und muß für meine Frau einiges Geschmeide einkaufen. Zeigen Sie mir das Schönste Ihres Waarenlagers.

Der Juwelier producirte einige Armbänder, Colliers, Broches u. s. w.

Jarosinsky wählte und erkundigte sich nach dem Preise.

Er fand diesen annehmbar.

Ich besitze kein bares Geld, hub Jarosinsky an. Ich habe nur Obligationen und zwar im Betrage

von 6100 fl. Wollen Sie mir diese in Banknoten umsetzen und den Preis für die Goldsachen abziehen, so sei der Handel geschlossen. —

Der Juwelier erklärte sich bereit, setzte jedoch hinzu: Die Staatspapiere sende ich mit Erlaubniß zu „Wedel" und lasse sie nach dem Course verkaufen, da ich nicht weiß, wie hoch die Obligationen heute stehen. —

Jarosinsky war damit zufrieden.

Der Juwelier ersuchte ihn, so lange Platz in seinem Verkaufsgewölbe zu nehmen, bis der Commis mit dem Gelde für die verkauften Obligationen zurück gekommen sein würde.

Dies währte nicht lang. Der Commis brachte das Geld; Jarosinsky ließ sich 300 fl. für die Goldwaaren abziehen und entfernte sich.

Jarosinsky benahm sich wie im Traume. Hätte er sich früher nicht so fest vorbereitet, er würde durch Gewissensangst und Furcht vor der Entdeckung nicht gewußt haben, was zu thun. Er eilte nach Hause, wo Jazeck seiner bereits wartete.

Bist Du endlich da? redete Jarosinsky seinen Diener an.

So eben gekommen! antwortete Jazeck. Herr, Wagen theuer sein — drei Reisewagen gesehen, jeder viel Geld kosten, blauer der schönste! Tausend Gulden kosten!

Wo stehen diese Wagen?

Jazeck nannte den Sattler.

Ich will sogleich hinaus in die Vorstadt und selbst sehen. Komm in mein Schlafzimmer! Spute Dich!

Jarosinsky zog den Diener in das Schlafzimmer.

Da, sprach er, nimm meine Wäsche, ich will sie fest in ein Tuch binden; öffne es nicht und trage das Packet schnell zur Wäscherin. Sag' ihr, sie möchte diese Sachen eiligst waschen, Du würdest sie morgen wieder abholen.

Ich reise bald ab von Wien, ich brauche schleunigst meine Wäsche. Eile doch, Du solltest schon fort sein!

Ganz wol, Herr, ich schon gehen. Wäscherin wohnt in der Leopoldstadt; ich sogleich wieder hier sein.

Jazeck blieb aber noch vor Jarosinsky stehen.

Was willst Du denn noch? fragte ihn Jarosinsky.

Herr, wenn Wagen in Roßau kaufen, Sattler mir gut Trinkgeld versprochen, Herr, ich bitten, daß ich gut Trinkgeld annehmen darf.

Ja, ja, geh nur!

Herr, wenn blauen Wagen kaufen, tausend Gulden viel Geld sein, Jazeck fürchten, daß Herr — —

Daß ich kein Geld habe? Du irrst! Ich habe Geld genug, mein Bruder hat mir 1000 Ducaten gesendet. —

Dies Jazeck freuen.

Immer noch blieb der Bediente wie eingewurzelt vor Jarosinsky stehen.

Was hast Du denn? Ich brauche die Wäsche, mach Dich doch einmal fort!

Herz, Jazeck in großer Angst sein! — Herr jetzt immer in wahrer Bedrängniß gewesen, Herr, dort im Kasten ein ensetzliches Messer gesehen.

Wie? fragte Jarosinsky, und wurde dabei todtenbleich, Du hast in meinem Kasten herumgewühlt und das Messer entdeckt? Bestie, ist denn vor Dir gar nichts sicher? —

Herr, ganz zufällig Messer entdeckt. Etwas gesucht haben, Weste gesucht haben von schwarzem Casimir.

Ich habe sie ja am Leibe!

Schon gesehen, Herr, aber in Schublade nicht gesehen, dafür Messer gesehen, fürchterliches Messer und neu geschliffen! Jazeck sogleich in die Kirche gegan-

gen, dort niedergekniet und Gott gebeten, daß Herr in Noth mit diesem Messer —

Daß ich mir den Hals nicht abschneide?

Nicht selbst den Hals, andern nicht abschneide, Gott gebeten!

Ei, Du verwegener Bursche, welche Gedanken hast Du von mir! — Ist Dir nicht eingefallen, daß ich zu reisen beabsichtige, daß ich zur Vertheidigung eine Waffe haben muß?

O Herr, dies Messer nicht zur Vertheidigung brauchen! Herr, Säbel haben und Pistolen haben und Jazeck auch haben Säbel und Pistolen. —

Und ein Messer muß ich auch haben! — Und nun gehe endlich in drei Teufels Namen! Und daß Du mit Niemanden sprichst von diesem Messer; hörst Du, mit Niemanden! — mit Niemanden! betonte Jarosinsky, dabei zitterte er, daß er sich an einem Stuhl festhalten mußte.

Jazeck beobachtete ihn, schüttelte den Kopf und ging. An der Thüre sagte er: „Gott mein Gebet vielleicht nicht erhört haben! — Ich in die Donau springen!“ Er entfernte sich mit dem Bündel Wäsche.

Jarosinsky durchmaß sein Zimmer mit langen Schritten.

Der hat das Messer gesehen! stöhnte Jarosinsky aus hohler Brust. Ich meinte es gut verborgen zu haben und dieser Hund spürte es doch auf! — Vielleicht durchstöbert er jetzt auf dem Wege zur Wäscherin den Bündel und entdeckt die Blutspuren! Was soll ich thun? — Soll ich ihn zurückrufen und die blutige Wäsche in den Abort werfen? Nein, nein, den Bündel öffnet er nicht; ich habe es ihm ja ausdrücklich untersagt. Er hat noch nie meine Gebote übertreten; er wird es auch diesmal nicht thun, — — und ruf'

ich ihn zurück, nehme ich ihm die Wäsche ab, so mache ich mich nur noch verdächtiger!

Ach welchen Muth, welche Besonnenheit brauche ich jetzt, um an mir selbst nicht zum Verräther zu werden! — — Es war schrecklich! schrecklich! Wo ich hinsehe, erblicke ich die Leiche des Alten und seine klaffenden Wunden!

Bei diesen Worten fuhr er sich mit beiden Händen über das Gesicht, bedeckte seine Augen, und seufzte tief und schwer.

Und wenn man ihn nun findet in seinem Blute! Heute noch findet! Welch ein Geschrei wird da erhoben werden! — Die Magd, die mir auf der Treppe entgegen kam, wird aussagen, daß sie einem Mann begegnet, der sich verhüllte, sie wird meine Statur, meinen blauen Mantel beschreiben! Und die Magd im dritten Stocke, bei der ich anläutete, weil ich mich versah und schon im vierten Stocke zu sein vermeinte, mit ihr sprach — die mich ganz nahe sah, meine Gestalt betrachtete, meinen Mantel ins Auge faßte! — Ei zum Henker! Es gibt Leute genug von meiner Gestalt und blaue Mäntel trägt die ganze Welt! Warum müßte gerade ich die That begangen haben? ich, der Graf Severin Jarosinsky, Reichsmarschall von Mechilow, Ordensritter und Gutsbesitzer! Man wird nicht wagen, einen solchen Gedanken zu denken! —

Doch fort muß ich! Fort, so schnell fort, als der Wind dahin saust! — Ach, hätte ich die 300 Ducaten gefunden, ich würde die Obligationen in Wien nicht verkauft haben; ich hätte sie in Krakau durch einen Juden bei dem Kaufmanne Kolinski in bares Geld verwandelt! — — Zum Glücke kennt Niemand die Nummern der Obligationen, der Abbé kann sie nicht bezeichnen, der spricht nicht mehr, und der Juwe-

lier hat mich nie gesehen, und wird auch den „ungarischen Fruchthändler“, so lange er lebt, nicht wieder erblicken!

Ich will jetzt auf die Gesandtschaft und meine Päſſe beſtellen. Das kann nicht auffallen, denn die Gesandtschaft will ja, daß ich reiſe. — Dort will ich auch zu erſpähen ſuchen, ob man von dem — Morde ſchon Etwas entdeckt hat!

Dann will ich noch ein paar frohe Tage in Wien verleben! Ich muß mich aus dieſer gräßlichen Stimmung bringen; ich muß mich erheitern, ich muß auch an den gewöhnlichen Erholungsorten fortwährend geſehen werden; ich muß ganz ſo bleiben, wie ich war.

Zuerſt zur Geſandtſchaft um die Päſſe, dann in die Roßau zu dem Sattler — dann eine Viſite bei Thereſen und bei Laura, abends in das Leopoldſtädter-Theater, nach dem Theater ein Souper mit Champagner! — Faſſung! Faſſung, Severin! Biſt du nur erſt von Wien fort, dann ſollen ſie nach dem — Mörder ſpähen, wie es ihnen beliebt.

* * *

Als die Schüler des Abbé Plank ihn in den Nachmittagsſtunden des 13. Februar vergebens erwarteten, und dieſer auch am folgenden Tage vormittags nicht zur feſtgeſetzten Zeit ſeine Vorleſung hielt, ſo ſprachen ſie die Beſorgniß aus, der geliebte Profeſſor ſei erkrankt, und verfügten ſich in ſeine Wohnung, um über ſein Befinden Nachricht zu erhalten.

Sie fanden die Wohnung nicht verſchloſſen, eilten in ſein Zimmer, und — wer malt ihr Entſetzen, ihren Schreck, als ſie den geliebten Lehrer todt, gräßlich ermordet, den Kopf, die Bruſt, den Unterleib mit ſchrecklichen, klaffenden Wunden bedeckt in ſeinem Blute auf den Boden hingeſtreckt liegen ſahen!

Die jungen Leute erhoben ein Angſtgeſchrei, daß es im ganzen Hauſe wiederhallte.

Die Nachbarn stürmten die Treppe herauf und sahen die schauderhafte Leiche.

Die Magd aus dem dritten Stocke trat hinzu und erzälte: „Gestern, gegen ein Uhr mittags, hat ein unbekannter Mann, in einem blauen Mantel, bei unserer Vorthüre die Glocke gezogen. Ich trat heraus und fragte: „Was wünschen Sie?“ Der Unbekannte fragte: „Ist der Herr Professor zu Hause?“ — Ich antwortete: „Welcher Professor? In diesem Hause wohnen zwei. Hier im dritten Stocke wohnt Professor Riepel, ober dem Professor Riepel, im vierten Stocke, wohnt Professor Plank.“ Ich will zu Professor Plank, versetzte der Unbekannte, entschuldigte sich, daß er geirrt, und stieg eine Treppe höher.“

Ich, sagte Professor Riepel, als er von der Schrekkensscene unterrichtet und ebenfalls herbeigeholt wurde, hörte gegen oder nach ein Uhr Mittags in der Wohnung des Professors Plank einen heftigen Schlag auf den Fußboden führen, dann vernahm ich so starke Fußtritte und ungewöhnlichen Lärm, daß ich auf die Idee gerieth, Plank sei Etwas zugestoßen und ich müßte ihm beispringen. Meine Frau hielt mich ab, zu ihm hinauf zu gehen, indem sie sagte: Plank wird seine Möbeln anders stellen, und es dürfte ihm bei dem Ordnen der Möbeln ein Tisch oder ein Stuhl umgefallen sein. — Ich ging nicht. — Gewiß war dies mein Glück, denn hätte ich den Mörder überrascht, sicher hätte er, um sich zu retten, seine Waffe auch gegen mich gezückt.

Die Magd aus dem zweiten Stocke beschrieb den Mann, der ihr auf der Treppe begegnet war. Es war dieselbe Gestalt, die Professor Riepels Dienerin bezeichnete.

Schnell wurde die Polizeibehörde und das Criminal-

gericht von dem erschrecklichen Vorfalle in Kenntniß gesetzt.

Es traten Commissäre und Gerichtsärzte ein.

Der Leichnam wurde nach dem Spitale gebracht und untersucht; da zeigte es sich, daß das unglückliche Opfer der Raubsucht „am Kopfe sieben Hiebwunden, dann in der Brust zwei und im Unterleibe fünf Stichwunden mit einer besonderen Gewalt, indem Ein Stich sogar den ganzen Körper durchdrang, erhalten hatte, und daß diese Wunden schon einzeln betrachtet unausbleiblich den Tod herbeigeführt haben mußten."

Als die Schreckenskunde zu den Ohren des k. k. Kammerdieners Kolb gelangte, verfügte sich dieser augenblicklich zu dem k. k. Hofrathe und Oberpolizeidirector von Persa. Er theilte ihm mit, daß Plank Tags vorher alle Obligationen, die er zur Aufbewahrung ihm (dem Kolb) übergeben, verlangt und geäußert habe, er müsse sie einem polnischen Grafen vorweisen. Kolb habe ihm jedoch nicht alle eingehändigt, sondern nur 8 Stücke im Betrage von 6100 fl.; Kolb habe jedoch die Nummern derselben aufgeschrieben, und bringe diese Nummern der Polizeibehörde, um mit diesen Zahlen, bei einem etwaigen Verkauf der Obligationen, dem Räuber und Mörder desto leichter auf die Spur zu kommen.

Der Verdacht bei der Polizeibehörde fiel augenblicklich auf Severin, den angeblichen Grafen Jarosinsky; wußte doch diese Behörde, welch ein lüderliches Subject dieser „Graf" sei, und wie er als Spieler und Verschwender herabgekommen.

Eine Anzahl gewandter Polizeiagenten beobachtete nun Jarosinsky. Der Trattnerhof wurde genau ins Auge gefaßt und die nöthigen Erhebungen eingeleitet.

Jarosinsky schlief zwar in der Nacht, welche der Unthat folgte, nicht, obgleich er bei einem Souper mit Frau Tusch, Theresen und Lauren viel Champagner getrunken hatte, um sich zu betäuben. Er rannte bis zum frühen Morgen in seinem Zimmer umher, und zwar, wie er später erzälte, aufgeschreckt durch die Gestalt des Abbé, die er, wo er hinblickte, mit ihren entsetzlichen Wunden vor sich sah. Es war ihm, als ob Planks Leichnam ihm unaufhörlich mit dem Finger drohe und ein schauerliches Todesröcheln hören lasse. — Er schlief, wie gesagt, in jener Nacht nicht, aber am folgenden Tage, am 15. Februar, ermannte er sich schon mehr und gab sich wieder allen Ausschweifungen hin, welche er zu begehen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Von dem geraubten Gelde praßte Jarosinsky wie in den Tagen, an welchen noch kein Menschenblut seine Hände befleckt hatte.

Die Damen seines Serails wurden wieder ins Auge gefaßt.

Die beiden Schwestern Heffi, die er eine zeitlang vernachlässigt hatte, fielen ihm wieder ein.

Er machte seinen Jazeck zum Postillon d'Amour.

Jazeck, sprach er, gehe hinaus zu den Schwestern Heffi in die Jägerzeile, sage ihnen, ich werde den Abend bei ihnen zubringen; die ältere, die hübschere, hat mir neulich geschrieben, ich möchte ihr 300 fl. senden. Hier sind diese 300 fl.; gib sie ihr, aber ganz gewiß gib sie der älteren, und nicht der jüngeren, denn die verdient keinen Groschen, diese unterschlägt jeden Betrag, der ihr für die Schwester zukommt, und hat ein schlechtes Herz!

Jazeck entgegnete: Herr, ich thue, was Herr befehlen, aber wenn so immer fort Geld ausgeben, wir wieder nicht fortkommen von Wien, und Bruder keine 1000 Ducaten mehr schicken. — Herr gar zu freigebig! schon für Wagen zu viel bezahlt! Einen Wagen gekauft für 1700 fl. statt für 1000 Gulden, weil Wagen um 1000 Gulden Grafen zu schlecht war; dann ich Laura 300 fl. gebracht! Geld bald weg sein! — und Paß noch immer nicht kommen!

Ich weiß nicht, warum ich mit meinem Passe so aufgehalten werde. Warst Du bei Baron Fromann?

O, ja!

Was sagte er?

Sobald russische Botschafter den Paß unterschrieben, wird Baron ihn selbst bringen.

Hast Du dem Baron zu meinem Abschiedsdiner am 17. Februar, das ist übermorgen, meine Einladung überbracht?

Augenblicklich!

Kommt er?

Sicher!

Kommt auch die Krones?

Mit Vergnügen, sagte sie.

Warum kommt sie nicht schon morgen?

Probe haben! neues Stück gegeben werden, ihre Einnahme haben, Graf kommen müssen zur Einnahme. Uebrigens Krones sehr traurig sein, weinen arme Krones, sehr weinen.

Was ist ihr geschehen?

Ach, der arme Abbé Plank!

Was sprichst Du wieder von diesem? Hab' ich Dir nicht verboten, von ihm zu reden!

Ich nicht reden vom Abbé Plank, ich wol schweigen, sehr schweigen, aber alle Leute reden, Kinder auf Straßen von ihm reden, Krones von ihm reden und

sagen: Der arme, alte, gute geistliche Herr! ihr Abbé Plank nicht aus dem Kopfe gehen! — O, gnädiger Herr Graf, das sind große Schandthat gewesen — und ich Messer schon wieder gefunden, unter der Thürschwelle gefunden! O, mein Gott! mein Gott! Wenn nur Paß schon da wäre!

Jarosinsky sprang wüthend auf Jazeck los.

Was willst Du damit sagen? verwünschte Bestie!

Nichts, nichts! Herr!

Wo ist das Messer, wie fandest Du es wieder? Ich versteckte es vor Dir.

Vor mir, o, Jazeck nicht gefährlich!

Wo hast Du das Messer?

Eingepackt, tief eingepackt! Jetzt nicht mehr in die Hand nehmen wollen Messer, Messer nicht mehr blank sein!

Jarosinsky packte Jazeck am Halse:

Elender Wicht, was unterfängst Du Dich?

Nein, wollte nicht sagen, nicht mehr blank sein; nein, Messer jetzt erst ganz blank sein! —

Jazeck ging.

Wie ich Dich in Polen habe, Schurke, sprach Jarosinsky für sich, soll Dir dasselbe Messer die Kehle abschneiden; dann gib mir noch zu verstehen, daß Du mich für den Mörder hältst!

* *
*

An demselben Tage abends kam Jarosinsky in das Leopoldstädter Theater.

Es wurde „Gisperl und Fisperl" gegeben.

Jarosinsky trat in die Credenz.

Es waren hier versammelt Manquet, Nußböck, der Bürger Schimpf, der Großhändler Oekonom, Raimund, der Theaterdichter Bäuerle.

Sie sprachen von dem Beneficestücke der Krones.

Jarosinsky trat hinzu, und wendete sich an Bäuerle mit den Worten:

Sie haben der Krones ein Stück zu ihrer Einnahme geschrieben?

So ist es, antwortete Bäuerle.

Ist es gut?

Das kann ich nicht sagen.

Haben Sie ihr eine gute Rolle geschrieben?

Sie ist damit zufrieden.

Hat sie viel zu singen?

Sie hat eine Rolle, in welcher sie als Schauspielerin, Sängerin und sogar als Tänzerin sich zeigen kann.

Kann ich dieses Stück nicht lesen?

Wollen Sie es kritisch beleuchten?

Das nicht, aber Sie wissen, ich interessire mich für die Krones, stehe ihr nahe und wünsche, daß dieses Stück Beifall finde.

Ich wünsche es ebenfalls.

Senden Sie mir ihr Stück, ich werde meine Meinung darüber aussprechen. —

Ich besitze keine Abschrift. —

Ihre Meinung, Herr Graf, käme auch zu spät! fiel Raimund ein; das Benefice findet in drei Tagen statt. Wir hatten heute bereits die zweite Probe.

Ich hätte so gerne mein Urtheil ausgesprochen.

Nach der Vorstellung, Herr Graf, erwiederte Bäuerle; da Sie aber der Krones, wie Sie sagen, so nahe stehen, so ersuchen wir Sie, ihr zu sagen, daß sie Ihre Person, Herr Graf, nicht in eines ihrer Gesangsstücke bringe. —

Meine Person? fragte Jarosinsky ganz befremdet.

Ja, versetzte Bäuerle. In diesem Stücke ist sie die Geliebte eines schottischen Grafen. Sie hat zu singen:

„Wie durchglüht die Liebe mein Herz so warm
Hält mich mein schottischer Graf im Arm'."

Die Krones singt:

„Hält mich mein polnischer Graf im Arm."

Das freut mich! rief Jarosinsky vergnügt aus.

Mich nicht! erwiederte Bäuerle. Im ganzen Stücke kommt kein polnischer Graf vor. Krones würde sich lächerlich machen, vergäße sie sich, und brächte sie den polnischen Grafen auf das Theater. Ich habe sie ersucht, diese scherzhafte Aenderung nicht zu machen, allein —

Ich habe ihr dasselbe gesagt, bemerkte Raimund.

Allein sie will wenigstens bei den Proben diesen Spaß haben, sagte Bäuerle.

Und vergißt sie sich bei der Vorstellung, meinte Raimund, so wird nicht nur Herr Bohrmann, es wird auch das Publikum fragen: was ist denn das für ein polnischer Graf, den die Krones sogar in ihre Lieder mischt?

Ich bin dieser polnische Graf, sagte Jarosinsky, und bin stolz darauf. Ich werde ihr auch kein Wort sagen, daß sie einen schottischen Grafen nenne.

Sartory trat hinzu und sagte: So werde ich als Director der Krones diese „Extempore" verbieten. — Apropos, wandte er sich hierauf an Jarosinski, Sie kommen aus der Stadt, und wissen gewiß etwas Näheres von dem ruchlosen Mörder, der den ehrwürdigen Professor Plank umgebracht hat. Ist man dem „Schandkerl" noch nicht auf der Spur?

Sprechen Sie auch von dem Morde, versetzte Jarosinski fast mit gelähmter Zunge. „Wien ist doch ein rechtes Krähwinkel! Wenn so ein „Unfall" geschieht, so schwätzt Alt und Jung von nichts Anderem! Man möchte sich die Ohren

zustopfen, um nicht immer die alberne Leier zu hören."

He, Wagner! rief er dem Logenmeister, ich ersuche, mir die Loge Nr. 16 aufzusperren! Ich will heute meine Sperrsitze nicht haben, sonst höre ich neben mir, hinter mir, vor mir, nichts anders als von dieser Geschichte!

Wir sind solche entsetzliche Sachen noch nicht so gewohnt wie Sie in Polen, versetzte Oekonom, wo alle Augenblick Einer von Räubern erschossen, erschlagen, erstochen oder erdrosselt wird. Wir reden in Wien ein Vierteljahr von einem Morde, und wird dann der Mörder gehängt, so reden wir noch ein Vierteljahr davon; dies thun wir in Wien, weil wir empört sind über eine solche Gräuelthat, und uns nicht beruhigen können über einen Raubmord!

Jarosinsky wankte mehr als er ging zur Thüre hinaus, was damals allen Anwesenden auffiel.

Er verfügte sich in die Loge Nr. 16 und rief neuerdings dem Logenmeister.

Ich lasse Raimund bitten, sagte Jarosinsky, er möchte zu mir in die Loge kommen und mir Gesellschaft leisten.

Wagner begab sich auf das Theater und invitirte Raimund.

Ich mag nicht zu dem hochmüthigen Polen in die Loge kommen, sagte Raimund. Ich bitte, ihm zu sagen: Ich hätte die Wochen-Regie und dürfte das Theater nicht verlassen!

Wagner entledigte sich seines Auftrages.

So soll Ignaz Schuster zu mir kommen, versetzte Jarosinsky.

Aber, Herr Graf, wie ist denn das möglich? erwiederte Wagner. Ignaz Schuster hat ja heute zu thun! — Werfen Sie doch einen Blick auf das Theater.

Er steht mit geschminktem Gesicht vor Ihnen, und singt so eben ein Duett mit Fräulein Krones!

Jarosinsky schien wie aus einer Betäubung zu erwachen.

Ja, wirklich! sagte er; ich war ganz zerstreut.

Jarosinsky stand auf, entfernte sich, ließ die Logenthür so heftig ins Schloß fallen, daß das ganze Haus darüber erbebte, warf sich in einen Fiaker und fuhr zu den Schwestern Hefki.

Oekonoms Worte: „Und wird ein Mörder gehängt, so reden wir noch ein Vierteljahr davon, weil wir uns gar nicht beruhigen können über einen Raubmord!" klangen so lange in seinen Ohren fort, bis er bei den Schwestern Hefki in jener Nacht sich durch einen Punsch-Rausch von seiner Gewissensangst befreit hatte.

Indeß erhielten die Sicherheitsbehörden immer nähere Nachweisungen über den Thäter.

Die Nummern der Obligationen wurden in einem ämtlichen Erlasse in alle Wechselstuben und kaufmännische Comptoirs gesendet.

Bei Wedel fanden sie sich.

Wedel übergab die dem Abbé Plank geraubten Obligationen der Polizei.

Wedel sagte aus, daß er diese Obligationen durch den Juwelier nächst dem Stock-im-Eisen-Platze erhalten und sie demselben baar ausbezahlt habe.

Der Juwelier wurde gerufen. Er gab zu Protocoll, daß er die Obligationen von einem „ungarischen Fruchthändler" bekommen. Er beschrieb denselben.

Neuerdings sah die Behörde, daß die Personsbeschreibung genau auf Jarosinsky paßte.

Die Polizei wollte noch mehr Bestätigung finden.

Sie combinirte ganz richtig: Der Mord ist am hel-

len Tage geschehen. Der Mörder kann sich nur mittels eines Fiakers in die Wohnung des unglücklichen Professors begeben haben, und eben so nach der That zurück in des Thäters Wohnung.

Die Fiaker in der innern Stadt wurden aufgefordert, anzugeben, wer von ihnen am 13. Februar eine Fahrt nach der Annagasse zur „eisernen Birne", oder von diesem Hause zurück an einen andern Ort gemacht habe.

Der Fiaker Nr. 684 gab an: Er habe an dem bezeichneten Tage, in der Mittagsstunde, einen Herrn im blauen Mantel vor dem Trattnerhofe aufgenommen und in die Annagasse zur „eisernen Birne" geführt. Nach ungefähr einer „starken" halben Stunde sei dieser Herr wieder aus demselben Hause herausgekommen, habe sich wieder in den Wagen gesetzt und dem Fiaker befohlen, rasch zum Trattnerhofe zurück zu fahren. — Er kenne diesen Herrn, er sei ein polnischer Graf, und wohne im „Trattnerhofe". Er, der Fiaker, so wie seine Kameraden hätten diesen Grafen auch schon oft geführt, am häufigsten in die Jägerzeile und Leopoldstadt.

Nun wollte die Polizei-Behörde ganz sicher sein, damit sie ja keinen Unschuldigen verdächtige oder compromittire.

Wie klug sie hiebei verfuhr, wird der Verfolg dieser Erzälung zeigen.

* * *

Als Jarosinsky am Morgen nach der in Schwelgerei bei den Schwestern Hefki zugebrachten Nacht auf die Straße taumelte, beschloß er Theresen eine Visite zu machen.

Sie war wieder bei der Probe ihres Beneficestückes.

Jarosinsky fand nur Madeleine in ihrer Wohnung.

Wie befindet sich das Fräulein? fragte er.

Sie ist wol, antwortete das Mädchen, und wird Ihrer Einladung nachkommen.

Ich lasse sie bitten, noch eine Freundin zum Diner mitzubringen. Sie wird gute Gesellschaft finden. Ich feiere mein Abschiedsfest, denn noch in der Nacht vom 17. auf den 18. reise ich. Ich hatte auch Ignaz Schuster eingeladen, aber er ist verhindert; dafür kommt Baron Fromann von der russischen Botschaft und ein geachteter Militär und Ordensritter. Diese beiden Herren müssen zu Theresens Benefice Logen nehmen, das werde ich schon einleiten. — Ich selbst, obgleich am Tage ihres Benefices nicht in Wien, bezahle ihr die Loge Nr. 16 gerade so, als wenn ich sie benützte. Der Logenmeister Wagner wird ihr von mir ein Geschenk von 50 Ducaten einhändigen.

Ich werde nicht unterlassen, diese angenehme Nachricht meinem Fräulein zu hinterbringen. — Wo kommen Sie so frühe her? fragte das Mädchen. Sie sehen aus, als wenn Sie die ganze Nacht gespielt, getanzt oder — sehr viel getrunken hätten. Ihre Augen glühen. —

Ich war eingeladen, antwortete Jarosinsky, und lachte. Die wenigen Stunden, die ich in Wien noch zubringen kann, muß ich angenehm zubringen. Sage Deinem Fräulein, Sie möchte zu meinem Abschieds-Diner ihren ganzen rosigen Humor mitnehmen; ich sehne mich darnach.

Was haben denn Sie zu dem Morde an Abbé Plank gesagt, Herr Graf? sprach das Mädchen. Sie müßten durch diese Schreckensnachricht am meisten erschüttert worden sein, meinte mein Fräulein; der brave Herr soll ja Ihr Lehrer und Ihr Freund gewesen sein.

Sterben müssen wir alle, erwiederte Jarosinsky,

siebenzig Jahre war der Mann schon alt! Wie lange hätte er denn noch leben können?

Sterben müssen wir alle, erwiederte Madelaine, aber es ist ein Unterschied, wie man stirbt. Mein Bruder starb auf dem Schlachtfelde, das war ehrenvoll; der Abbé starb durch Mörderhand, das war schrecklich; wie aber der Missethäter, der den Abbé förmlich hingeschlachtet hat, sterben — am Galgen sterben wird, ist entsetzlich. Es ist ein Unterschied im Sterben.

Jarosinsky ging plötzlich fort, ohne ein Wort hierauf zu erwiedern.

Wie er nach Hause kam, wußte er nicht. Er erzälte dem Criminalrathe, der die Untersuchung führte, diese Scene, und betheuerte, seine Fantasie hätte ihn von der Jägerzeile bis auf den Graben nichts als Galgen erblicken lassen.

Drittes Capitel.

Am 17. Februar fand das Abschieds-Diner Jarosinsky's in seiner Wohnung im Trattnerhofe statt.

Jarosinsky hatte wie schon erwähnt, vier Personen hierzu eingeladen: Therese Krones, eine ihrer Freundinnen, einen Militär und den Baron Fromann, russischen Staatsrath.

Jarosinsky ließ ein Diner: das Couvert zu 5 fl. CM., von dem Traiteur Wittmann besorgen.

Die Gesellschaft versammelte sich, bis auf Baron Fromann, der später erschien, um 2 Uhr.

An diesem Tage ersuchte Krones, die Probe ihres Beneficestückes früher zu beendigen, weil sie „eingeladen" sei und vorher die nothwendige Toilette machen müsse.

Als Baron Fromann sich um halb drei Uhr noch nicht eingefunden hatte, befahl Jarosinsky auftragen zu lassen.

Man setzte sich zur Tafel.

Krones war sehr heiter. Sie besaß das Talent, alle auffallenden weiblichen Personen des Leopoldstädter Parterres, ihre Art zu sprechen und sich zu benehmen, nachzuahmen.

Mit dem größten Glücke parodirte sie vorzüglich einige Frauen, welche damals freien Eintritt hatten und also jeden Abend im Theater waren. Diese Frauen, die Gattinnen der Gläubiger des früheren Directors und Eigenthümers, waren größtentheils Caricaturen. Weil ihre Männer an das Theater Schuldforderungen zu stellen hatten, betrachteten sie sich als eine Autorität, lebten in dem Wahne, die Schauspieler müßten den Gläubigern zu ewigem Dank verpflichtet sein, und jeder ihrer Männer hätte das Schicksal der Bühnenmitglieder in der Hand.

Wenn Krones bald die Frau eines Pferdehändlers, bald eines polnischen Juden, bald eines Spezereihändlers, bald eines Gastwirthes, bald eines Goldarbeiters, bald eines Mauteinnehmers nachahmte, und den „weisen Rath der dummen Gänse" vortrug, so war dies eine so drastische Scene, daß sie würdig gewesen wäre, auf dem Theater selbst producirt zu werden. Es war nicht nöthig, die Weiber, welche sie copirte, persönlich zu kennen; was sie sprachen, wie sie sprachen, welche Ansichten sie über die Schauspielkunst entwickelten, war so komisch, daß der ernsthafteste Mensch in ein lautes Lachen hätte ausbrechen müssen. Dieselbe Wirkung hatte auch die Scene bei dem Diner des Jarosinsky.

Es wurde viel gelacht, und Jarosinsky bedauerte nur, daß Baron Fromann noch immer nicht er-

schien. „Ich hätte ihm vergönnt, von Ihnen, liebe Therese, die kostbare Parodirung der albernen Weiber zu hören! Fromann ist ohnehin ein Verehrer Ihres Talents, er würde eine neue Seite Ihrer unvergleichlichen Darstellungskunst kennen gelernt haben."

Es wird ihn doch kein Unfall betroffen haben, bemerkte der Herr, der ebenfalls geladen war.

Vielleicht ist er auch ermordet worden! rief Therese. Man muß sich jetzt völlig fürchten, wenn Menschen am hellen Tage ermordet werden! Der arme Abbé Plank! ich träume jede Nacht von ihm, und kann das Entsetzen nicht schildern, das mich befällt, wenn ich an den ruchlosen Mord denke.

So denken Sie nicht an ihn! versetzte Jarosinsky.

Das ist leicht gesagt, erwiederte Therese, aber nicht möglich. In Ihrem Hause durchaus nicht! An diesem Tische speiste ich mit ihm, auf demselben Platze, der für Baron Fromann bestimmt ist, saß er; hier hat er mir seinen Segen gegeben, und wenn auch dies Alles nicht wäre, würde mir der Frevel, der an ihm verübt wurde, nicht aus dem Sinne kommen! Ein Geistlicher wurde ermordet, ein siebenzigjähriger Greis, ein Mann, den die ganze Stadt liebte und verehrte! Aus Raubsucht wurde er getödtet! So Etwas kann man nicht vergessen; die Geschichte ist zu entsetzlich!

Dieser gräßliche Räuber wird seinem Schicksale nicht entgehen! sagte die Freundin der Krones.

Wenn sie ihn nur schon entdeckt hätten, den frevelhaften Mörder! bemerkte Krones. „Mein bevorstehendes Benefice wollte ich darum „geben, wenn die Gerichte dieses Scheusal „ausfindig machen würden! Wird er dann „zur „Spinnerin am Kreuze" hinausge-

„führt, wo der Galgen steht, und endet er „da, was ihm nicht ausbleiben kann, dann „fahre ich bis zur Richtstätte, und wenn ich „mich todtkrank fühlen sollte!"

Sie haben ein hartes Herz! sprach Jarosinsky, und stand von der Tafel auf.

„Graferl!" sagte Therese, und zog ihn wieder auf seinen Stuhl. Sie werden ja plötzlich ganz verstimmt! — Kommen Sie, wir wollen von etwas Anderem sprechen; wir wollen nicht von Mord und Galgen reden! Ich will Ihr Lieblingslied zum Abschiede anstimmen. Sie sang:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Es muß geschieden sein,
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
„Darfst nicht traurig sein!"

In diesem Augenblicke trat Baron Fromann herein und bat um Entschuldigung, daß er so spät komme.

Ich bringe endlich Ihren Paß, lieber Jarosinsky. Dieser ist auch Ursache meiner Verspätung. Ohne mein Wort, hinsichtlich des Passes, zu lösen, wollte ich nicht kommen; endlich habe ich die Unterschrift. Hier ist sie!

Es wird also Ernst! versetzte Krones. In Gottes Namen! Sie reisen in Ihr Vaterland, ich wünschte, ich könnte das meinige auch einmal wieder sehen! — Aber Eins, lieber Graf, sollten Sie mir doch gewähren; ein Angedenken wünschte ich von Ihnen zu besitzen! nichts Werthvolles, nichts Kostbares, eine Kleinigkeit, eine geringe Kleinigkeit; ein simples Ringelchen würde für mich hohen Werth haben; wenn es nur von Ihnen käme!

Meine Damen, ich biete Ihnen kleine Andenken an,

erwiederte Jarosinsky. Hier habe ich einige Goldsachen eingekauft, die ich anzunehmen bitte. —

Jarosinsky stand auf, brachte die Goldsachen aus seinem Secretär und überreichte sie den Damen.

Der Quartiersherr trat in diesem Momente in den Salon und sprach:

Der Herr Graf wollen entschuldigen, daß ich so ungemeldet eintrete; es sind Commissäre von der „Mauth" im Vorzimmer. Es ist ihnen die Anzeige gemacht worden, daß der Herr Graf unverzollten Ausländer-Tabak im Hause hätten, und diesen zu sehen, sind die Commissäre gekommen.

Ich bin kein Schwärzer! antwortete Jarosinsky, zum Beweise meine Pfeife, welche mit österreichischem Tabak gestopft ist, und hier meine Tabaksbüchse — doch ich will mit diesen Herren sogleich selbst sprechen. —

Jarosinsky ging in das Vorzimmer.

Man hörte heftig sprechen und die Worte:

„Er ist es!"

Diese Worte sagte der Juwelier, zu welchem Jarosinsky die Obligationen gebracht hatte.

Dann hörte man einen Fall, wie wenn ein Mensch gewaltsam niedergeworfen worden wäre.

Krones fuhr bestürzt auf, öffnete die Thüre — doch, was sah sie!

Jarosinsky lag auf der Erde mit auf den Rücken gebundenen Händen.

Der Polizei-Commissär Ritter von Traubenberg trat ihr entgegen.

Um Gottes willen! was ist geschehen? fragte Krones.

Verhalten Sie sich ganz ruhig! redete der Commissär die Krones an. Die Gesellschaft hat nichts zu befürchten.

Hierauf wendete sich der Commissär an Fromann.

Herr Gesandtschafts-Rath, sprach der Commissär, ich muß nach meinem Amte handeln.

Hierauf sprach er mit dem Baron Fromann und dem Herrn vom Militär leise.

Beide erbebten über die Mittheilung, die ihnen gemacht wurde.

Die Freundin der Krones mußte etwas von dem gehört haben, was der Commissär den beiden Herren anvertraute.

Der Mörder des Abbé Plank! flüsterte sie der Krones zu.

Diese erschrack so heftig, daß sie einen Stuhl in ihrer Bestürzung umstieß und ohnmächtig wurde.

Nur mit Mühe wurde sie zu sich gebracht.

Fort! Fort! sagte die Freundin der Krones. Unsere Gegenwart wäre hier höchst überflüssig!

Krones wankte zu einem Schranke, auf dem ihr Mantel und ihr Hut lagen; ihre Freundin holte ebenfalls Hut und Mantel, und beide stürzten, ohne ein Wort mehr hervorbringen zu können, durch das Vorzimmer nach der Stiege, und wollten das Freie gewinnen; allein die Wachen, mit welchen die Stiege besetzt war, ließen die beiden Damen nicht aus dem Thore, und eine Stimme rief:

„Zurück! Niemand darf hinaus!"

Die beiden Damen kehrten wieder in das Zimmer des Gefangenen zurück.

Diesem hatte man bereits einen Mantel übergeworfen, um ihn ohne Aufsehen in einem bereitstehenden Wagen nach der Polizeidirection bringen zu können.

Jarosinsky stand, an einen Kasten gelehnt, ein Bild des Schreckens; sein Gesicht war weiß, wie das Antlitz eines Gespenstes, sein wildes schwarzes Haar hing ihm wüst in's Gesicht, die Zähne schlug er klappernd an einander; in seinen Zügen lag Todesangst,

Gewissensqual und Verzweiflung; ein paar Polizeidiener mußten ihn stützen, sonst wäre er umgesunken. Er schlug die Augen zu Boden, kalte Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne.

So oft Krones von dieser Scene sprach, und sie sprach davon unzählige Male, so versicherte sie, daß ihr der gräßliche Anblick des Mörders nie aus dem Gedächtniß kommen werde.

Auf Jarosinsky's Gesicht lag das Bekenntniß der That. Das Kainszeichen war ihm auf die Stirne geschrieben.

Der Commissär befahl, Jarosinsky fortzuführen.

Als er über die Treppe gebracht und in den Wagen gehoben worden, trat der Commissär wieder in den Salon.

Er bat die Gesellschaft, sich ohne Aufsehen zu entfernen. Es würde nun Niemand der Austritt aus diesem Hause versagt werden.

Krones und ihre Freundin gingen nicht, sie flogen durch das Schlossergäßchen, das Goldschmiedgäßchen, nach dem Stefansplatze.

Dort angelangt, eilten sie beide in die Kirche, warfen sich an einem Seitenaltar auf die Knie und beteten zu Gott, daß er ihnen Stärke verleihe, die entsetzliche Schmach, von der sie Zeuge waren, ohne Gefahr für ihre Gesundheit überstehen zu können.

Der Graf ist ein Raubmörder! sagte die Krones, und wir waren dabei, als sie ihn arretirten!

Was können denn wir dafür? erwiederte die Freundin. Wir haben ihn für einen rechtschaffenen Mann und geachteten Cavalier gehalten. Ich schon gar, ich hatte ihn ja nie gesprochen, und bin nur deshalb mit Dir hieher gekommen, damit Du nicht allein seiest!

Ach, ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich Dich zu

diesem Diner invitirte! Mein Gott! mein Gott! wer hätte ahnen können, daß dieser Graf ein solch ruchloser Verbrecher sei! —

Viertes Capitel.

Nachdem Jarosinsky verhaftet war, wurde auch sein Diener festgenommen.

Jazeck ließ sich geduldig führen. Er sprach kein Wort; er konnte nicht sprechen, der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt.

Als man ihm in einen zweiten bereitstehenden Wagen zu steigen befahl, wollte er rückwärts aufsteigen.

Auch als Gefangener wollte er den Platz als Diener behaupten.

Die Reisekoffer Jarosinsky's wurden zuerst, sodann das ganze Quartier untersucht.

In einem der Koffer fand man das entsetzliche Messer.

Hierauf wurde die Wohnung verschlossen und unter gehörige Aufsicht gestellt.

* * *

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt: Der Mörder des Abbé Plank sei entdeckt; er sei ein polnischer Graf, und in dem Augenblick ergriffen worden, in welchem die Schauspielerin Therese Krones, welche seine Geliebte gewesen, bei ihm speiste. Sie habe gerade mit einem Glase Champagner in der Hand seinen Abschied gefeiert und

„Brüderlein fein, es muß geschieden sein!“

gesungen, als die Criminalgerichts-Commissäre mit den Wachen hereindrangen und den Mörder verhafteten.

An diesem Abende wurde leider „das Mädchen aus der Feenwelt" gegeben, in welchem Krones das obige Lied zu singen hat.

Hätte sie sich unpäßlich melden und die Vorstellung dieses Stückes aufschieben lassen, so wäre ein Scandal vermieden worden.

Sie glaubte jedoch, das Publikum könne in so wenig Stunden noch nicht von diesem schrecklichen Ereigniß unterrichtet sein, und wären auch Einige aus dem Leopoldstädter Parterre hievon in Kenntniß gesetzt, würden diese ihr einen so traurigen Unfall nicht hoch anrechnen, im Gegentheile, sie noch sehr bedauern.

Sie verfügte sich also in die Garderobe des Theaters, um das Costume der „Jugend" anzuziehen.

Sie erschien in einer Stimmung, welche sie ganz unfähig machte, die gehörige Fassung zu besitzen. Sie ließ sich daher wie ein Kind anziehen, so daß die Garderobiere sie wiederholt fragte: Sind Sie unpäßlich? Mein Gott! Sie zittern ja, als wenn Sie das Fieber hätten!

Krones antwortete nicht. Sie hatte ihr Ohr den Schauspielerinnen, die sich neben ihr ankleiden ließen, zugewendet. Sie fürchtete etwas zu hören, was auf Jarosinsky's Verhaftung Bezug hätte. Sie hörte aber nichts dergleichen.

Endlich raffte sie sich aus ihrer Agonie und begab sich an die Coulissen, ihr Schlagwort abzuwarten und die Bühne zu betreten.

Dieser Moment kam.

Krones trat vor das Publikum.

Der Moment war schrecklich.

Ein Theil des Parterres, das an diesem Abende voller war als bei der ersten Aufführung des Stückes, brach in ein stürmisches Zischen und Toben aus.

Ein anderer Theil, welcher nicht von der fatalen Geschichte unterrichtet war, applaudirte.

Es war ein Theater-Scandal ohne gleichen.

Raimund, der kein Wort wußte, woher diese stürmischen Demonstrationen kamen, und zu welchem Zwecke, und der gerade mit der Krones die Scene hatte, flüsterte ihr zu:

Was haben diese Leute? Warum zischen und toben sie?

Mir wird unwol! antwortete Krones. Lassen Sie mich abgehen!

Warum nicht gar! Nur nicht den Kopf verlieren!

Diese Worte wurden unter immerwährendem Tumult, Zischen, Pfeifen, Klatschen und Toben gesprochen.

Wir wollen schnell das Duett anstimmen, sagte Raimund, und gab dem Capellmeister ein Zeichen.

Das Orchester fiel mit der Introduction des beliebten Duettes ein.

Krones in Todesangst begann:

„Brüderlein fein Brüderlein fein"

Nun war die Wuth des Publikums auf den höchsten Punct gestiegen.

Das auch noch! rief eine Stimme.

Die Gegner der Krones brachen in ein Hohngelächter aus.

Die Freunde erhoben sich für sie.

Ein lebhaftes Applaudiren wurde vernommen.

Endlich wurde das Duett zu Ende gesungen, aber wie? das läßt sich denken.

Krones wankte halbtodt in die Coulissen.

Da Capo! schrien die Freunde der Krones.

Die Arme mußte noch einmal erscheinen.

Sie wankte auf die Bühne.

Neuer Hohn, neues boshaftes Geschrei, abermals ein furchtbares Pfeifen und Zischen.

Therese stürzte hinter die Coulissen. Dort fiel sie in Ohnmacht.

Sie wurde ganz bewußtlos in ihre Wohnung gebracht.

Zum Glücke hat die „Jugend" nur eine Scene.

Krones war fertig mit ihrer Aufgabe für diesen Abend. Zu Ende war ihr Spiel, gebrochen ihr Muth.

Alle vergnügten Abende, welche sie dem Publikum seit Jahren bereitete, waren vergessen. Man hatte den Stab über sie gebrochen, denn nun wußte es ganz Wien, was sie verschuldet. Krones war vernichtet.

Fünftes Capitel.

Bohrmann, welcher im Theater und Einer jener war, die von dem Diner Jarosinsky's und was dabei vorgefallen, nichts wußte, lief sogleich zu der Geliebten.

Sie können mein Fräulein nicht sprechen, äußerte sich Madeleine, welche ihm entgegen kam.

Was ist denn geschehen? Um Gottes willen, was ist denn vorgefallen? Weshalb verhöhnt das Publikum Therese so grausam, dessen Liebling sie doch ist?

Ich weiß von nichts, antwortete das Mädchen, ich kann das Fräulein auch nicht fragen. Sie liegt mehr todt als lebendig in ihrem Bette. —

Ich muß zu ihr.

Ersparen Sie sich diesen Anblick! Die Kleider der „Jugend" konnte ich ihr noch nicht ausziehen, nicht einmal die Schminke wegwischen, nun liegt sie wie ein Leichnam da, dem man rothe Wangen gemalt hat.

Was soll ich thun?

Fortgehen!

Ist ein Arzt geholt worden?

Drei Aerzte sind bei ihr!

Gott! was das kosten wird!

Es ist der Theaterarzt da, der Polizeiarzt und der Arzt der barmherzigen Brüder. —

Dem Himmel sei Dank! diese müssen alle drei ohne Honorar Hilfe leisten. — Ich werde Deinem Rathe folgen und mich entfernen. Ich kann ja morgen wieder nachsehen. — Es ist nur fatal, daß dieses Malheur ein paar Tage vor dem Benefice sich ereignet hat. Therese hätte 1500 fl. und noch mehr eingenommen.

An ihr Benefice ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Sie kann vor einem Vierteljahr nicht auftreten.

Warum nicht gar! Ihre „Einnahme" kann sie nicht verschieben; meinethalben mag sie dann ein halbes Jahr unpäßlich sein! — Adieu, ich gehe jetzt in's Hotel zum „Lamm" —

Um Gottes willen! gehen Sie heute in kein Gasthaus!

Warum? Ich habe Hunger. —

Gehen Sie nicht eher unter Leute, bis Sie mit Fräulein Krones gesprochen haben. —

Sonderbar!

Ich beschwöre Sie, thun Sie dies, Ihnen und dem Fräulein zu liebe. —

Meinetwegen! So lasse ich mir ein paar Speisen vom „Schnecken" holen. Das wird doch geschehen können?

Ja! ja! nur gehen Sie jetzt! Ich erwarte Doctor Manquet und den Director Sartory.

Diese Beiden kann ich ohnehin nicht leiden. Gute Nacht!

Herr Bohrmann ging.

Aber er ging nicht lange in einem ruhigen Zustande auf der Straße.

Mehrere Personen kamen aus dem Theater.

Herr Bohrmann hinter ihnen her.

Da hörte er denn sein blaues Wunder.

Daß die Krones Anbeter besitzt, daß sie täglich sich von einem Dutzend Liebhaber umschwärmen läßt, bemerkte eine ältliche Frau, das ist etwas Bekanntes, aber daß sie so wenig auf ihrer Hut ist, sogar Raubmörder an ihren Triumfwagen zu spannen, das ist doch zu arg! —

Recht ist ihr geschehen, daß man sie ausgepfiffen hat! erwiederte eine andere Frau, und wenn der Mörder des Abbé Plank gehängt wird, wird sie noch einmal ausgepfiffen und ich pfeife mit!

Bohrmann glaubte hinter Tollhäuslern einherzugehen; er begriff keine Silbe von diesen Aeußerungen.

Seid doch nicht so lieblos, erwiederte der Herr, der die beiden Damen führte. Was hat sie gethan? Ein Mann, der ein Graf ist, der den Kunstfreund spielt, der in die schönsten Cirkel kommt, der für reich gilt, der feine Manieren besitzt, der machte ihr den Hof. Er gedenkt von Wien abzureisen, gibt ein Abschiedsfest, ladet sie und mit ihr eine Gesellschaft von Herren und Damen ein. Es kommt an den Tag, daß dieser Graf den Abbé Plank umgebracht und beraubt hat, endlich erfährt man, daß dieser Graf kein Graf ist. Hätte uns dies nicht auch begegnen können? Ich habe zwanzigmal mit ihm im Matschakerhof gespeist, hätte er mich nicht auch mit Frau und Schwägerin einladen können? Und wären wir deshalb nichts werth, weil wir in seiner Gesellschaft gewesen?

Ei das ist etwas Anderes! erwiederte die Gattin des Herrn. Wir sind redliche Frauen, und haben keine Liaison mit dem Banditen gehabt, aber die Krones war seine Geliebte, das weiß die ganze Welt. —

Bohrmann war wie vernichtet.

Er blieb einige Schritte zurück.

Er eilte auf die andere Seite der Straße, um aus dem Gewoge der Menschen zu kommen.

Links über der Straße vom Theater gingen weniger Menschen.

Bohrmann verdoppelte seine Schritte, um nach der Stadt zu kommen.

Ein Freund hielt ihn auf.

Ich bedauere herzlich, sagte der Freund. Jetzt kannst Du zeigen, daß Du sie innig liebst! Mache ihr keine Vorwürfe. Sie muß ihren Fehltritt schrecklich büßen. Was macht sie denn jetzt, die arme Krones? Wenn sie nur in keine Todeskrankheit verfällt!

Bohrmann faßte den, der also gesprochen, bei der Hand, und sagte:

Ich bitte Dich, führe mich am Arme, mir brechen beinahe die Knie. Das Unglück, das ihr geschehen, habe ich erst jetzt erfahren. Die Leute, welche aus dem Theater kamen, sagten: Therese hätte bei einem Raubmörder dinirt, dieser wäre ein Graf, und ihr Geliebter! Mir ist ganz schwarz vor den Augen! Es wird doch Graf Jarosinsky nicht Abbé Planks Mörder sein!

Freilich! Freilich! Es ist eine schreckliche Geschichte! Mache ihr nur keine Vorwürfe — sie hat sonst noch den Tod von diesem Unglück! Warst Du denn nicht bei ihr? Der Director Sartory erzälte mir soeben, sie läge in einem Starrkrampf dahin. Man hat jetzt

noch zwei Aerzte aus der Stadt rufen lassen, den Doctor Lichtenfels und den Doctor Hübner.

Was das kosten wird! antwortete Bohrmann, und das Benefice ist jetzt auch beim Teufel!

Der Freund redete Bohrmann noch einige Zeit zu, der guten Krones nur keine Vorwürfe zu machen.

Bohrmann konnte sich über die Kosten der Krankheit und den Verlust des Benefices nicht beruhigen.

Endlich kam er bei seinem Hause an, verabschiedete sich von seinem Freunde und schlich in seine Wohnung.

* * *

Jarosinsky wurde im Polizeihause bis spät in die Nacht verhört. Er leugnete die That. Er leugnete nicht nur hartnäckig; er war auch brüske und auffahrend. Er war entrüstet, daß man ihn, den Cavalier, den Mann von Erziehung und Bildung, von Vermögen, von Ansehen, Einfluß, daß man ihn, der mit Würden und Aemtern versehen, der mit hohen Orden decorirt, eines so „nichtswürdigen Verbrechens“ zeihen könne.

Am andern Tage wurde er abermals acht Stunden verhört. Er leugnete wieder beharrlich.

Am dritten Tage wurde er dem Criminal-Gerichte übergeben und dort das peinliche Verfahren gegen ihn eingeleitet.

In seinem Gefängnisse imponirte er seinen Mitgefangenen.

Das erste, was er ihnen sagte, war, „daß er ein Graf und zwar von uraltem Adel sei.“

Er that so stolz, so herrisch, daß seine Arrestgenossen ehrfurchtsvoll ihn umgaben. Ein armer Binder, der eiserne Reife sich zugeeignet und in Folge des geringfügigen Verbrechens nur mit einer Strafe

von acht Tagen leichten Arrestes davon kam, also nur ein Verirrter gegen diesen Ruchlosen war, redete Jarosinsky immer mit „gräfliche Gnaden" an!

Weshalb Jarosinsky verhaftet worden, sagte er nicht.

Ich werde furchtbare Satisfaction fordern, sobald ich frei bin, betheuerte er. Die kaiserlich russische Regierung und „mein Botschafter" werden mich frei machen, und dann werde ich für Euch Alle sprechen; Euch Alle vertreten; Euch Alle retten! versicherte Jarosinsky.

Die armen Gefangenen glaubten ihm jedes Wort.

Nach einigen Wochen erhielt der Arrest einen Zuwachs durch einen neuen Gefangenen.

Der Schreiber eines Advocaten wurde eingebracht. Er war beschuldigt, seinen Paß verfälscht zu haben. Die Untersuchung zeigte jedoch, daß der Schreiber unschuldig war. Er wurde schon nach drei Tagen entlassen.

Aber dieser Schreiber, der zur Zeit des Mordes an Abbé Plank noch frei herumging und in der Kanzlei seines Advocaten genau unterrichtet über Alles, was Jarosinsky zur Last gelegt ward, der Schreiber, der den renommirten Rechtsfreund, dem er diente, häufig über diesen Criminalproceß sprechen hörte und von ihm erfuhr, daß die vollgiltigsten Beweise der Freventhat vorhanden — dieser Schreiber vernichtete zu einer Zeit, in welcher Jarosinsky gerade zu einem „Verhöre" geführt worden war, den Nimbus, mit dem er sich umgab, versicherte auch, daß Jarosinsky kein Graf sei, und schilderte endlich die Greuelthat mit so grellen Zügen, daß Jeder der Gefangenen sich für einen ehrlichen Mann hielt gegen diesen entsetzlichen Missethäter.

Als Jarosinsky wieder in seinen Untersuchungs-

arrest zurückgebracht wurde, bemerkte er bald aus der Kälte, Gleichgültigkeit und dem Mangel an Devotion, daß der neue Ankömmling seinen Mitgenossen einen Wink gegeben haben müsse.

Gewiß haben Sie, redete Jarosinsky den Mann an, da Sie 14 Tage nach mir hieher kamen, gesagt, weshalb ich verhaftet wurde. Hüten Sie sich, meine Unschuld zu verdächtigen, hüten Sie sich, die albernen Gerüchte zu wiederholen, die in dem „Krähwinkel-Wien" vielleicht über mich in Umlauf sind. — So eben habe ich bei meinem Untersuchungsrichter meine Entlassung gefordert, ich habe ferner gefordert, daß man an meinen Botschafter unverzüglich schreibe, und ihm meinen Fall vortrage. Er wird keinen Schandfleck auf einem „russischen kaiserlichen Reichsmarschall" haften lassen; ich werde an Rußland ausgeliefert, in Petersburg wird meine Sache untersucht werden, und rein werde ich aus dieser „Affaire" hervorgehen, wie die Sonne.

Ich wünsche es, antwortete der Schreiber. Wenn aber auch nur „das Drittel" wahr ist von dem, was ganz Wien, und zwar alle Classen, auf ganz gleiche Weise von Ihnen erzälen, so kann Sie der russische Kaiser selbst nicht retten!"

Jarosinsky war über diese Aeußerung sehr frappirt; er erblaßte, stimmte aber dann bald einen gemäßigteren Ton an, und beschloß den Schreiber auszuforschen, um aus dem, was ihm dieser mittheilen würde, für seinen Proceß Nutzen zu schöpfen.

Der Schreiber blieb ganz einsilbig. Er wußte, daß seine Unschuld bald offenkundig werden würde, wollte daher dem Criminal-Gerichte auf keine Weise entgegen handeln.

Auf die Frage Jarosinsky's:

Was macht Fräulein Krones, was haben Sie ge-

hört, wie diese meine Verhaftung aufgenommen? Sie geschah leider! in ihrer Gegenwart. —

Da antwortete der Schreiber:

Diese haben Sie fürchterlich unglücklich gemacht. Noch an demselben Abende, an welchem sie aus Ihrer Wohnung in das Theater sich verfügte, da sie als Jugend im „Mädchen aus der Feenwelt" zu spielen hatte, wurde sie ausgepfiffen; sie mußte ohnmächtig vom Theater weggebracht werden, und dies blos, weil sie bei Ihnen dinirte!

Was geht mein Diner das Publikum an! fuhr Jarosinsky auf. Fräulein Krones kann speisen, wo sie will. Die Krones auf dem Theater als Künstlerin steht vor dem Forum der Oeffentlichkeit, aber die Krones im Leben als Privatperson nicht. —

Das Publikum in Wien ist von dem höchsten Rechtlichkeits- und Schicklichkeits-Gefühl durchdrungen. Es will, daß Künstler auch im Leben ihren Ruf wahrren sollen. Ueber kleine Verirrungen geht das Publikum hinaus, aber über große und über Gemeinschaft mit —

Hier schwieg der Schreiber aus Schonung.

Jarosinsky begriff sehr gut, was der Schreiber sagen wollte, und brach das Gespräch ab.

Im Untersuchungsarreste zeigte Jarosinsky viel Theilnahme und Mitleid für seine Mitgefangenen.

Ein Landsmann Severins bat den Criminal-Senat, dem unglücklichen Freunde, der an die Gefangenenkost nicht gewohnt sei, so lange der Senat es für zuläßig erachten sollte, täglich drei Gulden C. M. als Zulage auswerfen zu dürfen.

Der Untersuchungsrichter war nicht dagegen.

Für diese drei Gulden C. M. ließ Jarosinsky täglich seinen ärmeren Genossen, die sich keiner Zulage erfreuten, Braten und andere bessere Speisen

bringen und that sich oft Abbruch, um jene erquicken zu können.

* * *

Das Benefice der Krones mußte aufgeschoben, das für sie von Bäuerle geschriebene Stück, eine Parodie von „Kabale und Liebe", bei Seite gelegt werden.

Sie selbst konnte es nicht wagen, aufzutreten. Die Aufregung gegen sie war zu groß. Sie mußte eine Menge ihrer besten Rollen anderen Schauspielerinnen überlassen, um das Repertoir nicht allzu sehr zu stören.

Endlich wollte die Administration des Theaters doch das Publikum sondiren.

Sie ließ ein Stück von Straube unter dem Titel: „Der erste Versuch" einstudiren, und Krones erhielt darin eine Rolle.

Zwar zischte und tobte das Publikum nicht mehr, als Therese auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erschien, aber es blieb gänzlich kalt, und obgleich das sehr gut geschriebene Stück von dem tüchtigen und talentvollen Dichter sehr gefiel, so zeigte sich das Publikum doch so kalt und zurückhaltend gegen die Krones, daß diese es für gerathen hielt, sich noch längere Zeit von dem Theater zurück zu ziehen.

Sechstes Capitel.

Endlich gelang es Raimund, der bedrängten Kunstgenossin wieder Versöhnung mit dem Publikum und dessen Verzeihung zu verschaffen.

So oft er nämlich an öffentlichen Orten, in Gesellschaften, im Theater angesprochen wurde, sein beliebtes „Mädchen aus der Feenwelt", das so lange

nicht aufgeführt wurde, doch endlich wieder in Scene zu bringen, antwortete er immer:

Wie vermag ich dies? Das Publikum ist ja „meiner Jugend“ feind, ich muß riskiren, daß das so gerne gehörte

„Brüderlein fein!“

ausgepfiffen wird und ich und die Krones dazu! Da möge denn dieses Stück lieber modern, als noch einmal Stoff zu einem Scandal geben. Es gab ja an jenem 17. Februar einen Spectakel, als wenn die Krones selbst dem unglücklichen Professor ein Messer in den Leib gerannt hätte! Nein, ich denke:

„Brüderlein fein! Brüderlein fein!
Es muß nicht gepfiffen sein!“

Dies kam herum. In den Gast- und Caffeehäusern erzälte es Einer dem Andern.

Raimund, bei seiner ungeheuern Beliebtheit und bei der Achtung, in der er in ganz Wien stand, durfte auch eine so kleine Lection den Tumultuanten des Leopoldstädter Theaters ertheilen; sie selbst machten einander Vorwürfe, und Einer der größten Schreier, und wie er sich selbst nannte, „Juxmacher“, veranlaßte, daß der Direction eine Aufforderung, mit gewiß fünfzig Unterschriften versehen, zukam, in welcher diese ersucht wurde, das „Mädchen aus der Feenwelt“ wieder aufzuführen, und die Krones als Jugend auftreten zu lassen.

Der lustige Theaterfreund Oekonom, der einen ungeheuren Anhang hatte, that hiezu auch das Seinige, und hielt zu diesem Zwecke in Jünglings Caffeehause an einige Dutzend rigoroser Besucher des Leopoldstädter Theaters ungefähr folgende Anrede:

„Meine Herren, die Krones muß wieder auftreten und beifällig behandelt werden; das Theater leidet darunter, das Publikum leidet darunter, die Dichter

und die Gesellschaft leiden darunter. — Wenn Eure „dumme Gehässigkeit" so fortdauert, was soll denn geschehen? — Soll sie, weil sie sich zum „Essen" einladen ließ, hingerichtet werden? Soll sie abgehen vom Theater und sich in die Einsamkeit zurückziehen, blos um für ein paar Löffel Suppe, die sie in schlechter Gesellschaft gegessen, ewig zu büßen! — Das wäre zu viel! — Oder soll sie sich in Pest engagiren lassen? — In Pest nehmen sie sie auf der Stelle, denn dort sind sie nicht so albern, ein Talent, ein ausgezeichnetes Talent mit Füßen zu treten, weil es sich unterstanden hat, einen Liebhaber zu haben, von dessen Schurkenseele sie keine Ahnung hatte! Hätte dies nicht auch einer Andern geschehen können? Selbst Euren Töchtern, Euren Schwestern, Euren Schwägerinnen? Wenn ein Graf kommt und den Millionär spielt, werden sie ihn da fragen: Haben Sie nicht vielleicht ein Messer im Sacke, mit dem Sie Einen umbringen können?"

Man kannte damals noch keinen Reichsrath in Wien, auf welchem das „Hört!" „Hört!" oder das Beifallsstürmen bei Reden, die großen Anklang fanden, vernommen wurde, aber Bravo-Geschrei ertönte, Oekonom hatte den Nagel auf den Kopf getroffen und es wurde beschlossen, die Krones bei ihrem Wiederauftreten stürmisch zu beklatschen und — (dies war Oekonoms besonderer Antrag, der einhellig angenommen wurde) Jeden aus dem Theater zu weisen, der etwa, aus der Stadt oder aus andern Vorstädten kommend, anderer Meinung sein könnte, und auch nur einen Zischlaut vernehmen lassen sollte.

Krones wurde augenblicklich durch eine eigene Deputation hievon verständigt, aber die Deputation fand sie in Thränen.

Die Aermste hatte schon wieder eine Vorladung zum

Criminalgericht erhalten. Jede dieser Vorladungen versetzte sie in die bitterste Betrübniß.

Oekonom und die Bürger, welche aus dem Caffeehause kamen, trösteten sie und Oekonom meinte:

Es wird den Kopf nicht kosten!

Aber es hätte beinahe den Kopf der Krones, nämlich im moralischen Sinne, gekostet, wie wir sogleich hören werden.

Es war am 12. März, an einem stürmischen Wintertage, der alle boshaften Launen der schlimmsten Witterung in seinem Gefolge hatte. Es stürmte, schneite, wehete, der Nordwind blies so schneidend, daß Menschen und Thiere zu beklagen waren, die auf die Straße mußten.

Die sogenannte Schlagbrücke, welche die innere Stadt mit der Leopoldstadt verbindet, war fast nicht zu passiren. Wer seinen Hut nicht fest auf dem Kopfe sitzen hatte oder ihn mit beiden Händen hielt, dem entriß ihn der Sturmwind.

Bäuerle passirte die Brücke, um nach der Stadt zu gehen. Er vermochte kaum vor sich hin zu sehen, da ihm ganze Schichten Schnee in die Augen geweht wurden.

Da kam ihm eine junge Frauensperson entgegen. Sie geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Ein Hut mit einem Schleier hing ihr am Arme; ihr Haar flog ihr wild um das Gesicht, ihre Augen waren starr und leblos; der Mantel, den sie trug, war offen und hing zurückgeschlagen über die Hälfte des Körpers. Sie lief wie von wilden Hunden gehetzt.

Krones, um Gottes willen! Krones! rief Bäuerle und hielt sie an. Hat sie die Tarantel gestochen? Alle Leute sehen nach Ihnen! was ist Ihnen geschehen? Sie rasen einher wie verrückt!

Kommen Sie! kommen Sie! antwortete Krones,

kommen Sie mit mir! Schnell, über die Brücke in das erste beste Haus! —

Bäuerle führte Therese nach der Leopoldstadt, und im sogenannten „Hoftischlerhause“, das große Haus nächst dem Hotel „zum Lamm“, trat er mit ihr ein.

Ich bin verloren! ächzte Krones. Ich komme vom Criminalgerichte, bei welchem ich schon zum fünften Male des gräßlichen Mörders, Jarosinsky wegen, verhört werde. — Vor mehreren Tagen stellte der Untersuchungsrichter, Rath Carhan, die Frage an mich: „Ob ich Jarosinsky nie in Geldverlegenheiten gesehen hätte?“ — Ich antwortete „Nein, nie!“ und ich beschwor diese Aussage.

Tags darauf ward Madame Tusch gerufen. — Der Untersuchungsrichter that an sie dieselbe Frage.

Frau Tusch antwortete: Sehr oft habe ich den Grafen in Geldverlegenheiten gesehen, das erste Mal, als sich Therese Krones in Jarosinsky's Namen an mich wendete. Damals benöthigte der „Graf“ tausend Stück Ducaten; ich verschaffte sie ihm und zälte ihm diese Tausend Ducaten in dem Zimmer der Krones und in ihrer Gegenwart baar auf.

Der Untersuchungsrichter gerieth außer sich, als er erfuhr, daß ich eine falsche Aussage beschworen. Er hielt mir meine lügenhafte Angabe vor und ich vermochte nicht zu widersprechen. — Ich stammelte als Entschuldigung die Worte: „Es ist wahr, daß Jarosinsky durch Frau Tusch in meiner Gegenwart tausend Stück Ducaten gegen einen Wechsel dargeliehen erhielt. — Ich dachte nicht mehr daran!“ — Nein, donnerte der Untersuchungsrichter, Sie haben nicht auf Jarosinsky's Geldverlegenheit vergessen; es sind zu viele Nebenumstände dabei, Sie haben sich zu dringend für ihn verwendet, die Summe von 1000 Ducaten ist zu namhaft, als daß Sie an diese Angelegenheit

nicht hätten denken müssen, auch machte ich Sie nachdrücklich aufmerksam, welche Wichtigkeit eine Eidesleistung habe, ich erinnerte Sie eindringend, welche Folgen entstehen, eine falsche Angabe zu beschwören. Dessen ungeachtet riefen Sie Gott zum Zeugen an, daß das wahr sei, was Sie sagten. — Sie wollten das Gericht irreführen, Sie wollten Ihren „Geliebten" darstellen, als wenn dieser gar nicht in der Lage gewesen, wegen Mangel an Geld ein Verbrechen zu begehen! — Sie bleiben hier! Sie werden ins Gefängniß geführt, Sie haben einen falschen Eid geschworen; ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.

Ich stürzte vor Schreck und Entsetzen wie todt zu den Füßen des Criminalgerichts-Rathes nieder.

Man sprang mir bei. Ich wurde aus meiner Ohnmacht gerüttelt.

Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, warf ich mich vor dem Untersuchungsrichter auf die Knie. — Ich bat ihn mit „aufgehobenen Händen", mich nicht zu verderben!

Er hörte mich nicht.

Endlich sagte ich: „Herr Rath, sollte ich über meine Unbesonnenheit Strafe verdient haben, in Gottes Namen! so verhängen Sie diese über mich, aber lassen Sie mich nur heute noch bis nach der Vorstellung im Theater frei. —

Ich bin annoncirt, im „Mädchen aus der Feenwelt" zu spielen. Ich habe die besten Zusicherungen erhalten, daß ich heute Gnade vor dem Publicum finden werde. Hunderte von Menschen strömen heute ins Theater. Wird das Stück nicht gegeben, weil ich verhaftet worden, so gibt dies einen größeren Scandal als am 17. Februar! Lassen Sie mich heute noch spielen, Herr Rath, morgen, mit dem Frühesten, ja heute

noch, nach dem Theater, stelle ich mich selbst dem Gefangenhause, dann verhänge das Gericht über mich, was die Gesetze vorschreiben."

Ich wälzte mich im Staube vor dem Rathe; ich flehte nur um die einzige Gnade, heute noch meine Rolle spielen zu dürfen; ich weinte, ich schluchzte, ich rutschte auf den Knieen vor dem Rathe, vor dem Actuar, vor dem Gerichtsdiener umher.

Endlich sagte der Rath: In Anbetracht, daß es ein ungeheures Aufsehen machen müßte, wenn ich Sie sogleich hier behalten würde, lasse ich Sie heute noch auftreten. — Gehen Sie, aber ich werde mich Ihrer Person versichern; Sie sollen dem Gerichte nicht entwischen!

Ich eilte in Verzweiflung aus dem Criminal-Gebäude, flog durch die Straßen der Stadt, in einem Zustande, der mir das Leben kosten kann. — Rathen Sie mir, Bäuerle, was soll ich thun, um mich zu retten?

Ich weiß keinen andern Rath, antwortete Bäuerle, als wir verfügen uns Beide sogleich zu Doctor Manquet. Er ist ein ausgezeichneter Jurist, ein Mann, der genau weiß, was in einer solchen Lage geschehen kann. Er wird sich für Sie verwenden. Er wird Mittel wissen, wie Ihnen zu helfen! — Doch, mit Ihnen nach der Stadt zu Fuße zu gehen, ist unmöglich! Alle Menschen blicken nach Ihnen. Sie sehen aus, als wenn Sie mit dem Tode rängen. Sie gleichen einer Person, welche dem Lazareth entsprungen! Ich rufe einen Fiaker herbei und wir fahren zur Wohnung des Doctor Manquet.

Es geschah.

Doctor Manquet wohnte in der Himmelpfortgasse zur „Stadt Triest".

Es war zwei Uhr mittags, als Bäuerle und Krones bei Dr. Manquet eintraten.

Der Doctor hatte gerade Gäste.

Er stand von der Tafel auf, und kam den beiden Eintretenden entgegen.

Krones erschien vor der Gesellschaft in einem Zustande, der die letztere entsetzte.

Manquet führte Bäuerle und Krones in ein Nebenzimmer.

Dort warf sich Krones laut schluchzend auf ein Sofa.

Bäuerle mußte statt ihr sprechen, und berichtete getreulich, was er von Theresen erfahren.

Manquet berührte die Unbesonnenheit der Krones äußerst unangenehm.

Fassung! Fassung! rief er. Hier kann Niemand, als Se. Excellenz der Herr Appellations-Präsident helfen. — Sie haben noch Ihren Wagen bei der Hand? fragte er Bäuerle.

Er wartet am Hause.

Wir fahren alle drei zu Sr. Excellenz. Wir bitten nicht, daß dem Willen des Gesetzes keine Folge gegeben werde; wir bitten nur nm Aufschub der Verhaftung. Ich, als Administrator des Theaters, lege für ein beliebtes Mitglied ein Vorwort ein. Ich werde nicht als Advocat, sondern als Vertreter einer Kunstanstalt sprechen und ansuchen, den Nachtheil nicht noch zu erhöhen, welcher dem Theater durch die fortgesetzte Kränkung eines seiner besten Mitglieder zugefügt wird. Fassen Sie sich, Krones, der Herr Appellations-Präsident ist einer der humansten Männer Wiens, er wird Sie nicht verderben lassen!

Siebentes Capitel.

Als sich Manquet bei seinen Gästen darüber entschuldigt hatte, daß er sie plötzlich verlassen müsse, verfügte er sich mit seinen beiden Bittstellern in den Wagen, der ihrer wartete. Man fuhr in die Herrengasse, wo sich das Appellationsgericht befand.

Auf dem Wege dahin instruirte Dr. Manquet, was Krones Sr. Excellenz zu sagen habe, falls sie vorgelassen würde.

Krones prägte sich die Unterweisung tief ein und sprach sie fast buchstäblich nach.

Der Präsident befand sich noch in seinem Bureau. Er ließ nach geschehener Anmeldung die Bittsteller vor.

Manquet trug das Anliegen vor.

Aber was ist Ihnen eingefallen, eine falsche Aussage mit einem Eide zu besiegeln? fragte der Präsident.

Euer Excellenz, stammelte Krones und wollte dem Chef des Appellationsgerichtes zu Füßen fallen, der sie liebreich davon abhielt, Euer Excellenz, ich glaubte, daß es keine Geldverlegenheit sei, wenn Jemand tausend Ducaten benöthigt, und diese augenblicklich erhält!

Man kann es so deuten! antwortete der Präsident; deshalb beruhigen Sie sich. Ich werde an den Criminal-Senat schreiben lassen und ihm auftragen, mir die Acten über Sie vorzulegen, und darnach entscheiden.

Ach, mein gnädigster Herr Präsident, schluchzte Krones, mittlerweile kann ich aber doch verhaftet werden?

Gewiß nicht, entgegnete der Präsident; Herr Dr.

von Manquet wird Sorge tragen, daß Sie sich auf jede Vorladung stellen. — Daß Sie vor der Hand nicht gefänglich eingezogen werden sollen, will ich veranlassen und Ihrem Untersuchungsrichter sogleich zur Verständigung einige Zeilen zustellen lassen.

Mit diesen Worten entließ er die Bittsteller.

Krones wollte dem Präsidenten die Hände küssen; er duldete es nicht.

Krones und ihre Begleiter verließen das Bureau.

Im Wagen sagte Manquet zur Krones:

Jetzt können Sie ruhig sein! Sie werden mit einem Verweise davon kommen!

O mein Herr Doctor, erwiederte Krones, die Entschuldigung, die Sie mir zugeflüstert haben, wird mir helfen.

Sie muß Ihnen helfen, besonders da Sie gewiß nicht die Absicht hatten, Jarosinsky verdachtlos darzustellen. —

Diesen schrecklichen Menschen verdachtlos? Da hätte ich auf die Frage: „Fiel Ihnen denn seine tolle Verschwendung nie auf?" nicht antworten müssen: „Immer! Mit Unwillen bemerkte ich sein thörichtes Treiben! aber ich glaubte an die Millionen, die er zu besitzen vorgab. Ich hätte ferner die ganze Scene bei seinem „Abschiedsdiner" und die Worte, die ich sprach, als ich den Mord an Abbé Plank berührte, verschweigen müssen, verschweigen, daß er, als ich sagte: „ich würde mich, wenn ich krank wäre, zum Richtplatze hinaustragen lassen, um den elenden Mörder hängen zu sehen," daß er nach diesen Worten von der Tafel aufstand und mir erwiederte: „Sie haben ein hartes Gemüth!" Alles dieses hätte ich verschweigen müssen, aber ich sagte es dem Richter in meiner Entrüstuug, ohne darnach gefragt zu werden. Heißt das Jarosinsky verdachtlos darstellen?

Wiederholen Sie dies, wenn Sie wieder vorgeladen werden; wenn Ihnen keine böse Absicht zur Last gelegt werden kann, wird Ihnen der aus Unbesonnenheit abgelegte Eid nicht so übel gedeutet werden, dann aber geben Sie auch an, daß um über Jarosinsky's Geldverlegenheiten Aufschlüsse zu erhalten, die Wucherer, die Spieler, die Unterhändler gefragt werden müßten, deren Zahl so groß ist, daß die Hälfte derselben genügen würde, um seine Noth an Barschaft darzustellen.

Krones athmete nun leichter. Als sie von Manquet und Bäuerle Abschied nahm, um allein nach Hause zu fahren, da dankte sie Beiden herzlich.

Ich wäre verloren gewesen in meiner Rathlosigkeit, und wäre eher in die Donau gesprungen, als ich mich hätte verhaften lassen!

Abends erschien sie auf dem Theater.

Das Publicum ermunterte sie.

Nach dem Duette wurde sie gerufen.

Als Raimund extemporirte; „Komm noch ein „Mal, Du meine Jugend, ehe Du Abschied nimmst. „Von der Jugend kann man sich nicht so leicht tren„nen, Du kannst auch morgen wiederkehren!" da mußte Krones noch ein Mal erscheinen und das Duett wiederholen.

Nun hatte sie es gewonnen.

Sie trat am andern Tage wieder als „Jugend" auf, am dritten Tage als „Gisperl" und wurde wieder so freundlich aufgenommen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Das auf längere Zeit vertagte Benefice fand endlich Statt.

Das Haus war außerordentlich voll.

Krones fürchtete, daß vielleicht an diesem ihr gewidmeten Abende noch einige Nachzügler des Un-

muthes über ihren Leichtsinn sich einfinden und ihre Zeichen des Mißfallens äußern könnten; aber diese Angst war grundlos.

Das Stück gefiel sehr. Krones, welche darin eine wahre Paraderolle spielte, Gesangsstücke vortrug, in welchen sie unnachahmlich war, welche als Schauspielerin und Tänzerin zu glänzen Gelegenheit fand, wurde mit Beifall überhäuft und vielleicht zehn Mal gerufen.

Nun gewann sie ihren ganzen Frohsinn wieder. Als auch das Criminalgericht es für genügend fand, sie über ihre unrichtig abgegebene Aussage mit einem eindringlichen Verweis zu bestrafen, da verschwanden alle ihre Kümmernisse und sie lebte nun mit ganzer Seele ihrem Berufe.

* * *

Jarosinsky leugnete fort und fort. Seine That war so klar bewiesen, daß jede seiner Einwendungen positiv absurd erschien; er leugnete unaufhörlich. Endlich verwickelte er sich in Widersprüche, wußte heute nicht mehr, was er gestern behauptet hatte, nahm zu den frechsten Lügen seine Zuflucht und wußte am Ende nicht mehr, was er antworten sollte.

Seinen Diener Jazeck beschuldigte er endlich, er habe das Messer gekauft und eingepackt, und Jarosinsky kenne es nicht, habe es nie gesehen.

Jazeck hätte der Sache leicht ein Ende machen können, wenn er gesagt, was er gewußt, aber dieser treue Diener war weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen zu bewegen, gegen seinen Herrn auszusagen.

Herr, mein Herr bleiben, auch im Unglücke, Herr gut sein, Herr mir Wolthaten erwiesen, sagte Jazeck jedes Mal vor Gericht; von Herrn nichts Böses wissen, Jazeck lieber sterben als undankbar sein.

Als ihm vorgehalten wurde, daß sein Herr behauptet, das Messer gehöre dem Diener, antwortete Jazeck: Wenn Herr dies gesagt, wird es auch wahr sein. Jazeck sich zwar nicht erinnern an dieses Messer, aber seinen Herrn auch nicht widersprechen wollen.

Endlich wurde der Messerschmied ausfindig gemacht, bei welchem Jarosinsky das Mordinstrument gekauft, und obgleich es gut geschliffen war, noch schärfer und spitziger hatte schleifen lassen.

Der Messerschmied und einer seiner Gesellen beschworen ihre Aussagen.

Jarosinsky leugnete wieder. Er behauptete, den Messerschmied nie gesprochen, nie gesehen zu haben. Er log hier eine ganze Geschichte.

Das Gericht verurtheilte den frechen Lügner zu zwölf Stockstreichen. Ein gewesener Corporal, in jener Zeit „Amtsknecht" des Criminalgerichtes, „Nagel" war sein Name, mußte ihm die zwölf Stockstreiche verabreichen. Es geschah auf dem Boden des Criminalgebäudes, weil man befürchtete, der Inquisit könnte ein Geschrei erheben, das dann auf der Straße gehört werden müßte, aber Jarosinsky schrie nicht, er verbiß seinen Schmerz und ließ sich dann ruhig in seinen Arrest zurückführen.

Er trat ganz kleinlaut und zerknirscht in den Kreis seiner Mitgefangenen.

Diese wußten von der Züchtigung kein Wort, erschracken aber über sein verstörtes Aussehen.

Was ist Ihnen, Herr Graf? redete ihn einer seiner Zimmergenossen an.

Es wird bald aus sein mit dem Grafen, „Ex-Graf" werdet Ihr bald sagen müssen! Ich fühle es, es geht zu Ende mit mir. Ich habe keine Hoffnung, mich aus meiner Lage herauswinden zu können.

Aber Ihre Unschuld?

Ach, mein Gott! stöhnte Jarosinsky.

Ihr Botschafter?

Der will nichts von mir wissen.

Ihr Kaiser? —

Nichts von ihm! Ich bitte Euch, fragt mich nicht, begnügt Euch zu wissen, daß ich mich selbst aufgebe! „Er", „Er" ist es mit mir! Ich bin heute auch sehr krank; ich vermag mich kaum zu schleppen, helft mir, mich auf die Pritsche zu legen.

Sie hoben ihn auf sein Lager.

Jetzt fing er heftig zu weinen an, so daß den armen Gefangenen ebenfalls Thränen in die Augen kamen.

Ein neuer Ankömmling unterbrach die Scene.

Ein Bedienter ward angeklagt, eine goldene Uhr gestohlen zu haben. Seine Verhaftung geschah auf einen bloßen Verdacht hin, und nach fünf Tagen wurde der arme Teufel wieder entlassen, weil der wahre Thäter ergriffen ward. Es war der Bediente des Schauspielers Korntheuer, ein drolliger Kauz, ganz würdig, einem so ausgezeichneten Komiker zu dienen.

Er hieß Wengel und war ein Mensch voll Schnaken und Schnurren.

Es schien ihn der Arrest nicht im geringsten zu geniren. Er trat mit den Worten ein:

Alles soll der Mensch kennen lernen, auch einen Arrest! Nun, ich werde nur für kurze Zeit seine Bekanntschaft machen. — Guten Tag, Ihr Herren! Ich werde Euch damit nicht langweilen, daß ich Euch erzäle, ich sei unschuldig, das wird sich schon zeigen, aber lustig bin ich, und in Eurem Trübsinn wird das Euch nicht unangenehm sein.

Mit diesen Worten betrachtete er das Zimmer

und seine Bewohner. Als er Jarosinsky so kläglich auf der Pritsche liegen sah, rief er plötzlich:

Ei, Herr Graf, Sie sind da? Nun, das freut mich, Sie hier zu sehen!

Jarosinsky warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

Ich muß mich bei dem Gefangenwärter besonders bedanken, fuhr Wengel fort, daß er mich in einen so „distinguirten Cirkel" geführt hat. Ich passe eigentlich gar nicht in so vornehme Gesellschaft, ein Graf und ein Lakei, das reimt sich nicht zusammen!

Was sind das für Reden! sagte Jarosinsky. Woher kennt Er mich?

Vom Theater in der Leopoldstadt, vom Raimund, von der Krones, von meinem Herrn aus. Ich bin der Bediente des Schauspielers Korntheuer. Mein Herr wird eine Freud' haben, wenn er erfährt, daß ich ein so nobles Quartier habe!

Lasse Er die Späße und erzäle Er mir. Er kommt aus der Leopoldstadt? Dort wird man gewiß den Stab über mich schon längst gebrochen haben?

O mein Herr Graf, nicht nur in der Leopoldstadt, auch in der Stadt, in Mariahilf, in Gumpendorf, in der Josefstadt, in der Roßau, auf dem Strozzischen und Michael-Bairischen Grund, kurz wo Menschen zusammen kommen.

Und man verdammt mich?

Ob? — Geschätzter Herr Graf, das sollte Ihnen doch einleuchtend sein!

Glaubt man denn, daß ich das gethan, wessen man mich beschuldigt?

Aber Herr Graf, da sieht man, daß Sie nicht unter die Leute kommen, da Sie um so Etwas fragen!

Jarosinsky seufzte tief auf.

Man weiß, daß Sie leugnen! Seit fünf Monaten leugnen Sie! Recht haben Sie, wenn es nur Etwas nützt! Sie machen ein finsteres Gesicht, Herr Graf? Nun, ich sage nichts mehr. Aber fragen Sie auch nichts mehr!

Jarosinsky brach in einen Strom von Thränen aus.

Wengel wollte ihn erheitern.

Gott allein kann Ihnen helfen! tröstete er Jarosinsky. Auf welche Art Gott helfen kann, weiß ich zwar nicht; vielleicht hat er Sie vergessen, da Sie ihn vergessen haben. — Jetzt, meine Herren, wendete er sich an die Mitgefangenen, bitte ich, mich von der Hauseinrichtung zu unterrichten. Wann wird hier gespeist? Wird hier nach dem Tarif, oder Table d'hote gespeist? Wann geht man zu Bette? Wann steht man auf? Wenn man täglich nur 8 kr. zu verzehren hat, muß man hievon auch die Wäscherin bezahlen? Wenn man krank ist, hat man einen Arzt, oder wird man durch Hausmittel curirt? Braucht man einen Tagzettel, oder wird man ganz einfach eingeschrieben? Einen Paß hab ich nicht, auch sonst nichts aufzuweisen, als mich selbst.

Die Arrestanten, zu welchen Wengel in dieser Weise sprach, würden gelacht haben, hätten sie nicht aus Schonung und Rücksicht für Jarosinsky eine trübe Stimmung zeigen müssen.

Jarosinsky winkte Wengel zu sich und bat ihn, ihm zu erzälen, was er über ihn gehört.

Wengel nahm keinen Anstand, zu sagen, was er wußte. Ich bedauere Sie gewiß herzlich, Herr Graf, aber ich kann nicht lügen und Ihnen, nach dem, was ich weiß und gehört habe, keine Hoffnung für eine günstige Wendung Ihres Schicksals hinterbringen. Ich

an Ihrer Stelle machte es kurz. Ich sagte offenherzig, was ich gethan, denn in einem solchen Zustande leben, ist kein Leben.

Jarosinsky verfiel in tiefes Brüten. Dasselbe ließ ihn sogar die ausgestandenen Stockstreiche verschmerzen.

Jarosinsky sprach kein Wort mehr.

Er hörte auch nicht, was um ihn her gesprochen wurde.

Wengel trug eine Menge Possen vor. Er wiederholte die possierlichen Einfälle, die sein Herr auf dem Theater extemporirte. Er wußte die armen Gefangenen in die heiterste Stimmung zu versetzen.

Endlich brach die Nacht herein und stille und ernst ward es in „diesen unheiligen Hallen, wo man nur Rache kennt".

* * *

Wir haben nun von Stephan zu berichten, von welchem der Leser schon lange nichts gehört hat.

Stephan ließ sich von seiner Frau nicht scheiden; Krones hatte ihn zu sehr durch ihren Wankelmuth gekränkt. Er trug mit Ergebenheit sein Ehejoch, und seiner Frau muß es zum Lobe nachgerühmt werden, daß sie ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen suchte.

Um sich für die verschmähte Liebe an Theresen zu rächen, dachte er nicht mehr an sie. Er besuchte mit seiner Frau nie das Leopoldstädter Theater. Er las nicht ein Mal die Komödienzettel, um ja dem Namen der Treulosen nicht wieder zu begegnen.

Von der Unthat Jarosinsky's hörte er wol viel, auch daß Krones seine Geliebte war, aber er war schon so gleichgiltig gegen sie geworden, daß er wie von einer ganz fremden Person von ihr sprach.

Nur Frau Tusch riß wieder Stephan's kaum vernarbte Herzenswunden auf.

Als sie die Krones wegen einer falschen Aussage denuncirt hatte, und den Untersuchungsrichter so entrüstet fand, da freute sich das böse Weib über den Streich, welchen sie der Krones gespielt, jubelte, daß endlich doch eine Gelegenheit gekommen, sich an der Verhaßten zu rächen, welcher Freundschaft und Zuneigung zu heucheln nur in schmutzigen Geldinteressen lag.

Sie erzälte der ganzen Welt von der falschbeschworenen Aussage und weidete sich, wenn irgend Jemand sagte: Dies kann der Krones Ehre und Freiheit kosten! Die Krones zu vernichten, war ihr Feldgeschrei.

Um über Therese das Schrecklichste zu verbreiten, suchte Frau Tusch auch ihre frühere Freundin Madame Weichselstamm, jetzt verehelichte Oblevits, auf.

Diese soll auch meinen Triumf theilen, und ihr Gatte ebenfalls, der von der Krones so unbarmherzig mißhandelte Stephan! O wie werden diese jauchzen, wenn sie erfahren, daß diese dünkelvolle Komödiantin auf einmal gedemüthigt wird, daß sie ausgestoßen wird aus der Gesellschaft der Ehrlichen, ihr Name, trotz ihrer Beliebtheit, gestrichen wird aus dem Register renommirter Personen.

Mit einem Jubelgeschrei trat sie bei Stephan und seiner Gattin ein.

Haben Sie schon gehört? rief sie dem Ehepaare zu: die Krones geht vom Leopoldtstädter-Theater ab, und betritt eine ganz andere Bühne! Das ist mein Werk! Ich habe ihr Verbrechen angezeigt, ich habe die Falschheit ihrer Aussagen enthüllt. Hören Sie nun, wie das geschehen.

Frau Tusch erzälte, was sie gethan. Sie gab an: O ich hätte Sie schon retten können! Ich hätte nur sagen dürfen, daß Krones, was sie mir selbst erzälte, vor lauter Angst vor dem Criminal-Gerichte zu Allem „Ja" gesagt, was man sie gefragt, daß sie selbst „Ja" gesagt, wenn man sie beschuldigt hätte, daß sie den Abbé Plank ermordet! Ich hätte sie retten können, wenn ich ihr einen Wink gegeben, noch ehe sie neuerdings vorgeladen, ihre aus Unverstand und Unbesonnenheit gemachte Aussage zu widerrufen; ich hätte sie retten können, wenn ich angegeben, daß Krones mir die Entdeckung gemacht, daß sie der falsche Eid nicht schlafen lasse, — aber das fiel mir nicht ein. Ich sagte ganz kalt dem Criminalrichter: daß Krones solche Angaben macht und noch dazu beschwört, ist nicht zu wundern, sie wird nicht Enthüllungen mittheilen, welche den Galan an den Galgen bringen.

Deshalb freuen Sie sich, Herr und Frau von Oblevits; auch Sie sind beide vielfach von dieser Person gekränkt worden, nun wird sie büßen für Alles das, was sie je Böses gethan. Vielleicht sitzt sie jetzt schon in Polizeihause, und studirt die undankbare Rolle einer Ehrvergessenen!

Ueber das entsetzliche Gift, das den Lippen dieses bösen Weibes entströmte, vermochte sich Stephan nicht mehr zurück zu halten.

Ich nehme meine Frau zum Zeugen, fuhr er auf, daß der Name Krones seit unserer Versöhnung nicht mehr über meine Lippen kam, daß ich nicht mehr an sie dachte, daß ich sie zu sehen vermied, auf allen Wegen; aber wenn sie mir auch nach dem Leben getrachtet, meine Ehre genommen, mein Vermögen mir geraubt hätte, so würde ich doch eine so nichtswürdige Rache nicht an ihr nehmen, wie Sie, Madame! — Sie sind

also Schuld, wenn sie ihre Freiheit verliert? — Da ist es Menschenpflicht, ihr beizustehen. — Du hast es gehört, sagte er zu seiner Gattin, was diese Frau hier geäußert; — wir gehen zu Gericht und bringen dies vor; können wir die Aermste auch nicht retten, so werden wir wenigstens diejenige schildern, die sie in den Abgrund stieß.

Ja, das wollen wir, setzte Frau Oblevits hinzu; es ist ja schändlich, was Sie mit dem armen Geschöpfe treiben! Haben Sie nicht die Bekanntschaft der Unglücklichen mit dem entsetzlichen Mörder auf dem Gewissen? Spricht nicht die ganze Stadt davon? — Da Sie, Frau Tusch, ein solches Scheusal sind — so wollen wir auch kein Mitleid mit Ihnen haben, und Aufschüsse über Sie geben, die eine Kleinigkeit sein werden gegen die über die Krones.

Aufschlüsse über mich? Bei wem denn?

Bei dem französischen Obersten, bei dem Grafen Bromheim, welche Beide ohnehin genug Notizen über Sie gesammelt haben, und die jetzt benützt werden, um eines der gefährlichsten Weiber aus des Obersten Hause, aus seiner Nachbarschaft, ja vielleicht aus Wien zu bringen. Komm'! sagte Stephan zu seiner Gattin, wir wollen zuerst zur Krones; der Himmel wird es gefügt haben, daß sie noch nicht zur Verantwortung gezogen; komm'! wiederholte Stephan, es ist keine Zeit zu verlieren. —

Frau Tusch war ganz consternirt.

Mein Gott! sagte sie, Sie rechnen mir meinen Triumf über die Niederlage einer Feindin doch gar zu hoch an.

Darf man fragen, fiel Frau Oblevits ein, aus welchen Gründen Sie die Krones anfeinden? — Glauben Sie, wir wüßten diese Gründe nicht? — Erinnern Sie sich doch, Madame, was Sie

mir selbst mittheilten! Und Sie beschönigen sich noch? — Jetzt soll Alles an den Tag kommen! Ich habe keinen andern Willen als den meines Mannes; er will, ich soll gegen Sie auftreten, ich bin dabei.

Und nun verlassen Sie uns, ermahnte Stephan. Wir wollen mit Ihnen keine Gemeinschaft mehr. — Wir hätten Sie ignorirt, aber da Sie hieher kommen und uns zumuthen, wir sollen Ihre Gesinnungen theilen, da Sie sich einbilden, wir könnten ein so abscheuliches Herz besitzen, wie Sie, so sagen wir Ihnen, Sie gehen zu weit, Ihrem Treiben muß ein Ziel gesetzt werden.

Frau Tusch schlich sich zerknirscht fort.

Ihr Gewissen wurde aufgerüttelt. Es überfiel sie eine große Angst, namentlich vor dem französischen Obersten. Sie wußte es, daß dieser schon längst daran gearbeitet, sie als eine unmoralische Person aus seinem Hause zu bringen.

Als Stephan mit seiner Frau allein war, umarmte er sie.

Du bist eine brave Frau! rief er aus, und hast mir vortrefflich secundirt. — Du hast auch redlich Wort gehalten, mich nicht mehr durch Eifersucht zu quälen. Bei Therese Krones, die Dir so viel Kummer gemacht, hast Du nun die Probe bestanden.

Ich habe Dich beobachtet, entgegnete seine Gattin; seit dem Augenblicke, in welchem Du Theresen verlassen und zu mir zurückkehrtest, hieltst Du Dich ferne von ihr. Was Du heute ihretwegen geäußert, thatst Du aus Menschenpflicht. Sie ist jetzt das unglücklichste Geschöpf von der Welt, und ich glaube nicht, daß sie die Leiden, welche sie jetzt zu erdulden hat, besonders bei ihrer Kränklichkeit, überstehen wird. Du wirst Dich überzeugen, sie wird nicht lange mehr leben, und

meine, zwar in der größten Aufregung vor ihr einst ausgesprochene Profezeiung wird in Erfüllung gehen; aber eben deshalb wollen wir ihr beistehen. Sie soll hören, was diese Tusch ihr für eine Grube gegraben und in welche sie nun selbst hineinfallen soll.

Stephan und seine Frau verfügten sich zu Theresen.

* * *

Als Oblevits und Gattin bei Theresen eintraten, fanden sie Bohrmann und Manquet.

Bohrmann war ein eigenthümlicher Mensch. Was jeden andern Mann für immer von einem Geschöpfe entfernt hätte, welches er zu heiraten beschloß, die Gemeinschaft mit einem Manne, den man hätte verachten müssen, wenn er auch kein so entsetzliches Verbrechen begangen, das zog ihn noch inniger an sie.

Er calculirte so: Nach dem engen Verhältnisse mit Jarosinsky wird sich wol kein Mann mehr ihr nahen; sie wird mir dann allein gehören! — Um diesen Preis verzeihe ich ihr Alles! Jetzt muß sie sich fest an mich schließen. Sie wird einsehen, daß es Niemand so gut mit ihr meint wie ich; die Folgen ihres Leichtsinns werden sie veranlassen, mir unbedingt zu folgen, und dies und nicht mehr verlange ich.

In der Sturm- und Drang-Periode der Krones that Bohrmann auch das Höchste für Theresen.

Es kam kein vorwurfsvolles Wort über seine Lippen. Er tröstete sie, er richtete sie auf, wenn sie vor Angst, Schmach und Gewissensqual zusammenbrach, er flößte ihr Muth und Vertrauen für ihre Zukunft ein.

Krones ging damals fleißig in die Kirche. Es ist schon gesagt worden, daß sie sehr religiös war; in der Zeit ihrer Demüthigung und Zerknirschung lag sie täglich in der Johanniskapelle auf den Knieen und betete, und Bohrmann betete mit ihr.

Als Stephan und seine Frau bei Theresen eintraten, da stutzte sie nicht wenig.

Wie? sagte sie, Herr und Frau von Oblevits besuchen mich, mich, die Geächtete, von der sich die besten Freunde fern halten?

In der Noth, antwortete Stephan, muß man seine Freunde kennen lernen, im Trübsal Jenen die Hand reichen, welche von der ganzen Welt verlassen sind. Uns bringt aber noch ein besonderer Umstand zu Ihnen; man will Sie noch tiefer sinken lassen, als es ohnehin schon geschehen, und deshalb sind wir hieher gekommen, Ihnen unsern Beistand anzubieten.

Stephan schilderte nun getreulich die Scene, welche er und seine Frau durch den Besuch der Tusch erlebt.

Das ist zu grausam! rief Manquet. Diese schändlichen Ränke, liebe Krones, hätten wir früher wissen sollen, doch die Aufdeckung solcher Bosheit kommt noch immer nicht zu spät.

Und ich, erwiederte Bohrmann, werde es mir zur Aufgabe machen, der Intrigue eines Weibes entgegen zu wirken, dessen Sündenmaß schon längst voll ist. Wien soll befreit werden von diesem Ungeheuer. Auch ich kann gleich dem Obersten Nachweisungen über den Ort, welchem diese abscheuliche Frau vorsteht, geben, Nachweisungen, welche die Tusch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überliefern sollen. Sie fröhnt jedem Laster, wenn es nur Geld bringt; daß jener ruchlose Mann dem Hochgerichte verfiel, ist ihr Werk. Ich werde es beweisen.

Achtes Capitel.

Nach einigen Tagen wurde Jarosinsky abermals zum Verhör geführt.

So oft dies geschah, versammelten sich auf den Gängen und der Stiege, welche der Verbrecher passiren mußte, eine Menge Menschen, größtentheils Neugierige, welchen es nicht verwehrt wurde, einige Zeit hier zu verweilen.

Jarosinsky merkte es wol, daß diese Menschen nicht zufällig hier verweilten. Um sie glauben zu machen, er sei kein Verbrecher, sondern ein Angestellter des Hauses, erbat er sich von seinem Untersuchungsrichter die Begünstigung, mit einem Pack Schriften unter dem Arme Gänge und Treppen durchschreiten zu dürfen.

Es wurde ihm gestattet; aber dieser Witz Jarosinsky's mißlang. Nun ward er erst recht kenntlich. Einer sagte es dem Andern: „Der mit dem widerlichen Gesichte, mit dem struppigen Barte und den Papieren unter dem Arme ist es!"

Jarosinsky hörte diese Worte mit eigenen Ohren und voll Unwillen drang er die vorgeblichen Acten dem Gefangenwärter auf. „Möge man Sie für mich ansehen!" sagte er.

Für diese Ehre danke ich, antwortete dieser, und übergab die Papiere einem Polizeisoldaten.

Bei dem Verhöre, von welchem wir sprechen wollen, ließ sich Jarosinsky abermals hinreißen, die ungereimtesten Unwahrheiten zu sagen. So behauptete er, daß das mit Blut besudelte, bei der Wäscherin noch vorgefundene Hemd, dann ein Halstuch und ein Schnupftuch, welche doch sämmtlich mit einer Grafenkrone und darunter mit den Buchstaben S. J. bezeichnet waren, ihm nicht angehörten! Andere Wäsche aber, mit eben solchen Merkzeichen versehen, anerkannte er für die seinige!

Die Wäscherin dagegen und Jazeck sagten aus, daß diese mit Blut befleckte Wäsche von Jarosinsky herrühre. Die erstere versicherte, daß sie dieselben Stücke

schon oft für ihn gewaschen, besonders genau beschrieb sie das Hemd, an welchem eine Manschette etwas breiter war als die andere, welches sie anfänglich für eine neue Mode hielt.

„Ihre plumpen Lügen zwingen mich," wendete sich der Criminalrath an Jarosinsky, „die neuliche Lection mit den Stockstreichen wiederholen zu lassen."

Rath Carhan läutete dem Gefangenwärter.

„Der gewesene Corporal Nagel soll sich bereit halten!" sagte er. „Er hat dieselbe Anzahl Stockstreiche wieder zu appliciren."

Einen Augenblick bitte ich um Aufschub! flehte Jarosinsky.

Er ging einige Schritte von dem Tische zurück, an welchem er stand. Er legte die linke Hand an die Stirne. Ein sichtbarer Kampf entstand in ihm. Er blieb ungefähr drei Minuten in dieser Stellung.

Endlich rief er:

Ich bitte mich mit jeder ferneren Züchtigung zu verschonen. Ich will gestehen. Ich will nichts mehr verheimlichen. — Ja, ich habe den Abbé Plank ermordet und beraubt! Nehmen Sie mein ausführliches Geständniß auf. Ich werde nicht den kleinsten Umstand verschweigen.

Jarosinsky's Verhör währte bis in die Nacht. Das Geständniß war erschöpfend.

Als er den Mord beschrieb, wurde einem der Gerichtsbeisitzer unwol. Die schauderhafte Weise, mit welcher er den ehrwürdigen, siebenzigjährigen Priester hinschlachtete, war haarsträubend.

Die Hand des Actuars zitterte bei dem Aufzeichnen der Greuelthat.

Der Rath selbst bedurfte seiner ganzen Geistesstärke, um seine Fassung nicht zu verlieren.

Als das Geständniß zu Papier gebracht und einundzwanzig Bogen, welche damit angefüllt, von Jarosinsky unterschrieben waren, athmete er tief auf und sagte:

Sie wissen nun Alles! Diese Nacht, so heiß der Tag war (das Geständniß legte Jarosinsky am 7. Juli 1827 ab), werde ich doch endlich schlafen können.

Er wurde in sein Gefängniß zurückgeführt.

Auf dem Gange begegnete er Nagel, der ihm vor mehreren Tagen die 12 Stockstreiche gegeben.

Legen Sie sich zu Bette, redete ihn Jarosinsky an. Ich mache Ihnen nun keine Mühe mehr. Auf mich haben Sie nicht mehr zu warten! Ich habe gestanden! Gute Nacht!

Zu dem Gefangenwärter sagte er:

Da ich nun mein Geständniß abgelegt, so werde ich jetzt den russischen Behörden ausgeliefert. Nicht wahr? — Wie lange kann es noch dauern, bis man mich von hier fortschickt?

Darüber kann ich keinen Aufschluß geben, erwiederte der Gefangenwärter. Er ließ Jarosinsky in sein Gefängniß eintreten und schloß die Thür hinter ihm.

Seine Zimmergenossen schliefen bereits, aber das Geräusch erweckte sie.

Sind Sie es, Herr Graf? fragte der Eine.

Ich bin es.

Wo kommen Sie her?

Vom Verhöre.

Es muß schon zwei Uhr sein.

Ich wünschte, es wäre Tag. In meinem Gesichte könnten Sie dann lesen, daß mir leichter um's Herz ist. Ich habe gestanden.

O weh! stöhnte ein anderer Gefangener!

Gestanden! Endlich gestanden! sagte Korntheuers Bedienter. Ich hätte es längst gethan.

Ich werde jetzt der russischen Regierung überliefert.

Hat dies Ihr Herr Rath gesagt? fragte Der, welcher „O weh!" gerufen.

Nein, antwortete Jarosinsky. Ich behaupte es. Es muß so sein! Ich bin kein österreichischer Unterthan. Ich stehe unter den Gesetzen des Czars.

Sie werden schläfrig sein, Herr Graf, versetzte Korntheuers Bedienter. Wir wollen Sie nicht weiter durch unser Gespräch incommodiren. Gute Nacht, Herr Graf. —

Gute Nacht! riefen Alle.

Korntheuers Bedienter flüsterte seinem Nebenmanne zu:

Er wird ausgeliefert! sagt er. Ja, sie liefern ihn aus, aber dem — Freimann! Sollte man glauben, daß ein Graf, ein gebildeter Mann, ein vornehmer russischer Beamter so dumm sein könne, so etwas zu glauben?

Mein Herr sagt immer, fuhr der Bediente fort, die größten Narren auf der Welt wären diejenigen, welche sich selbst foppten! Fürchterlicher selbst gefoppt, hat sich gewiß noch Niemand, als dieser Graf. Der wird Augen machen bei der Spinnerin am Kreuz!

Endlich verstummte Wengel.

Jarosinsky schlief bald fest ein.

* * *

Am andern Morgen betrachteten die Mitgefangenen ihren „Grafen" mit wahrhaft neugierigen Blicken.

Er sah wirklich besser aus. Die schwere Beängstigung, welche ihn seit mehreren Wochen bedrückte, war von ihm gewichen. Er war ganz heiter geworden.

Herr Graf, redete ihn Wengel an, wissen Sie, daß ich heute noch frei werde?

So? Das freut mich!

Man hat den Kerl bereits, der die Uhr gestohlen. Ich erhalte ein Unschuldszeugniß. Meine Sache kommt heute in der Sitzung vor, und gleich nach der Sitzung darf ich nach Hause gehen. Haben Sie etwas zu bestellen, Herr Graf, aber es müßte etwas Unschuldiges sein, auf verdächtige Sachen lasse ich mich nicht ein. —

Erzälen Sie der ganzen Welt, daß ich der russischen Regierung ausgeliefert werde.

Erzälen kann ich schon — — ob man es aber glaubt?

Man muß es glauben; ich sage es ja selbst, und Sie können bemerken, daß Sie es aus meinem Munde haben.

Darf ich dazu setzen, daß der Herr Graf Alles gestanden haben, wessen man Sie beschuldigt?

Immerhin!

Ich werde es versuchen zu verbreiten, daß Sie ausgeliefert werden. Aber ich kenne meine Landsleute. Wenn zehn beisammen stehen, so glauben immer eilf davon, daß ich sie belüge.

Stehen Sie in einem solchen üblen Rufe?

Blos meiner Schnacken wegen, welche ich den ganzen Tag vorbringe. Wie ich berichte, daß Sie ausgeliefert werden, lacht mir die halbe Wiener Stadt in's Gesicht.

Bald nach diesem Gespräch wurde Wengel gerufen.

Der Gefangenwärter kündigte ihm an: Er sei frei.

So wird dies Zimmer nach und nach bald keine Passagiere mehr haben! sagte Wengel. Ich mache den Anfang; die andern folgen. Mehrere bleiben in Wien,

andere gerathen in neue Gegenden. Den trübseligsten Weg macht der Herr Graf, denn der kommt unter einen Himmelsstrich, wo Einem der Wind den Athem verlegt! —

Mit diesen Worten folgte er dem Gefangenwärter.

Neuntes Capitel.

Krones ward bald der Gegenstand des innigsten Mitleides.

In demselben Grade, als man sie anfänglich angefeindet, wendete man ihr jetzt die herzlichste Neigung zu, besonders als die Ränke der Tusch offenkundig wurden, gegen welche jetzt alle Pfeile flogen.

Da so viele Anklagen gegen sie erfolgten, wurde sie festgenommen, und eine strenge Untersuchung gegen sie eingeleitet; es kamen eine Menge Dinge an den Tag, welche für immer mit dem Schleier der Nacht hätten bedeckt werden sollen.

Bohrmann setzte alle Hebel in Bewegung, die hunderterlei Vergehen dieses Weibes aufzudecken, und nun liefen Beschwerden gegen sie ein, welche sie ihrem wolverdienten Schicksale zuführten.

Sie wurde wegen falschen Spiels und anderen gesetzwidrigen Handlungen, welche in unsern Mittheilungen bereits früher angedeutet wurden, zu mehrjährigem Arreste verurtheilt, und dann von Wien abgeschoben.

Im Jahre 1831 starb sie in Jassy in tiefem Elend.

Bei der Untersuchung, welche über dieses Ungethüm geführt wurde, kamen auch die Schelmenstreiche eines ihrer Helfershelfer, des Herrn von Hetscherlsberg, zur Kenntniß.

Als dieses Subject gefragt wurde, von was er ge-

lebt, welche Beschäftignng er gehabt, nannte er immer eine unlautere Handlung, von der er sein Leben gefristet, oder die Arbeit eines Müssiggängers, die ihn ernährte. Die Arbeit eines Müssiggängers? werden die Leser fragen, was arbeiten denn die Müssiggänger? Diese Frage ist in Wien bald beantwortet. Sie leben von alten Frauen, welche keine Liebhaber mehr finden, und doch gerne auf Promenaden, auf Bälle, zu öffentlichen Schauspielen geführt werden wollen, derlei Arbeiten bringen immer ein Diner, ein Gouter, auch bare Vergütung für Zeitversäumnisse ein. Sie machen auf Privatbällen Vortänzer, dies trägt ein Souper; sie sind Claqueurs in den Theatern, da erwirbt man Freibillete, endlich werden sie bei Ausverkäufen, Licitationen verwendet, bei welchen sie so lange mitzusteigern haben, bis irgend ein Gimpel auf einen Preis getrieben wird, welcher der gewünschte ist. Diese Arbeit eines Müssiggängers wird am besten bezahlt.

Herr von Hetscherlsberg that dies und noch manches andere. Als im Jahre 1825 die Fischbeinhüte angefertigt wurden, und diese Mode niemand goutirte, trugen er und ein Rudel ähnlicher Leute diese Hüte auf Promenaden, dafür bezahlte der Erfinder, jedem derlei wandernden Haubenstocke täglich einen Gulden, und siehe da, in 8 Tagen waren die Fischbeinhüte eingeführt; der Erfinder machte ein riesiges Geschäft, denn in einem einzigen Sommer gewann er 24,000 fl. CM.! Diesen Gewinn verdankte der Erfinder nur den Arbeiten der Müssiggänger.

Es wäre nicht übel, wenn irgend einer unserer Localdichter einmal einen solchen Hetscherlsberg auf das Theater bringen möchte; allein Charaktere, nach dem Leben gezeichnet, halten sie für kein Erforderniß zu einem dramatischen Werke.

Hetscherlsberg hatte bei den Gerichten manchen

Strauß zu bestehen. Er wurde zwar nicht verhaftet, weil ihm eine positive gesetzwidrige Handlung nicht nachgewiesen werden konnte, es ward ihm jedoch bedeutet, daß er in seiner Heimat auch werde Arbeiten für Müssiggänger finden können, und so fand er es für „angezeigt“, ohne gebundene Marschroute nach Tyrnau zu reisen, wo er in seiner frühesten Jugend einmal einen Vater gehabt haben soll. Ueber seinen Stammbaum schwebt heute noch, wie Beckmann sagt, ein „geheimnißvolles Duster“.

Wer die Krones am liebreichsten aufnahm, waren der französische Oberst und seine edle Gattin. Sie betrachteten sie als eine Person, welche das Theater auf dem Gewissen habe.

Als Kind schon mußte sie Komödie spielen. Sie hat es selbst erzält, bemerkte der Oberst, daß ihre Eltern nur wenig für ihre Erziehung thun konnten. Alles, was sie lernte, waren Rollen, Alles, was sie erstrebte, war Beifall, jener verführerische Beifall, der für den Augenblick erfreut, der aber wieder verhallt und nach neuem Beifall lüstern macht.

Die meisten Schauspieler wähnen, das Publikum sei die Welt, daher ringen sie nach günstigen momentanen Eindrücken; nur der große Künstler strebt nach würdigerer Anerkennung. Die Ansprüche, welche für die Nachwelt Geltung haben, sind sein Ziel.

Therese Krones war eine solche Schauspielerin für den Augenblick. Sie wurde durch ihre Eitelkeit angespornt, ihrer Eitelkeit sollte Alles fröhnen, aus Eitelkeit spielte sie ihre Rollen, aus Eitelkeit duldete sie ein Heer von Liebhabern, aus Eitelkeit gab sie dem entsetzlichen falschen Grafen Gehör; diese Eitelkeit wird ihr noch viele Kümmernisse bereiten.

Sie hat jedoch das beste Herz, ist ein Geschöpf voll guter Eigenschaften, besitzt ein so herrliches Talent, daß

es unrecht wäre, sie in einem Augenblicke, in welchem sie so schwer büßt, sinken zu lassen.

Gerade ehrbare Leute müssen sich ihrer annehmen, ihr nicht blos verzeihen, sondern ihr Gelegenheit geben, sich zu erheben und neuen Muth zu gewinnen.

Krones wurde mit Bohrmann in das Haus des Obersten geladen und gewiß verdankte sie nur dieser Familie ihre spätere bessere Richtung.

Zehntes Capitel.

Die Sache Jarosinsky's kam durch sein Geständniß schnell zu Ende. Er wurde zum Tode mittelst des Stranges verurtheilt.

Jazeck wurde schon früher entlassen. Er erhielt ein Zeugniß seiner gänzlichen Schuldlosigkeit.

Das Todesurtheil Jarosinsky's wurde ihm am 27. August 1827 im großen Sitzungssaale des Criminalgerichtshauses vorgelesen.

Diesen großen Saal wählte man hiezu, weil sich eine solche Menge hochstehender Personen als Zuhörer der Publication melden ließen, daß kein Zimmer im ganzen Hause sie hätte fassen können.

Es fanden sich hiezu auch Damen aus den höheren Ständen ein. Der Rathssaal glich durch die Aufstellung der Stühle einem Concertsaale.

Den obersten Raum nahm der mit grünem Tuche überzogene Rathstisch ein.

An demselben saßen die jüngsten sechs Criminalräthe.

Der Criminalrath Spandl präsidirte.

Ihm übertrug der Vicebürgermeister und Vorstand des Criminalgerichts die Publication des Todesurtheils.

Mit dem Schlage neun Uhr öffnete sich eine Seitenthüre und — Jarosinsky wurde hereingeführt.

Er trug denselben Frack, dasselbe Beinkleid, dieselbe Weste, welche er bei der Ausübung des Mordes getragen.

Der Frack war stahlgrün mit hellen Metallknöpfen, das Beinkleid schwarz, die Weste grau mit einer Bordüre nach der damaligen Mode. Sein Haar war nett gekämmt, sein sonst struppiger Bart gekräuselt; Jarosinsky hatte vollkommen Toilette gemacht. Hätte er nicht eine schwere Kette an der rechten Hand und dem linken Fuße mitgeschleppt, er würde in seinem eleganten Anzuge keine noch so gewählte Gesellschaft verunziert haben.

Als er die ausgezeichnete Versammlung erblickte, stutzte er. Immer galant gegen die Damen, verneigte er sich äußerst gewandt und zierlich gegen sie.

Die Damen nahmen die sechs ersten Reihen der aufgestellten Stühle ein.

Der Criminal-Rath Spandl richtete folgende Worte an Jarosinsky:

„Ueber die über Ihr Verbrechen hierorts abgeführte Criminal-Untersuchung ist das von dem Senate in peinlichen Gerichtsverhandlungen geschöpfte Urtheil von den hohen und höchsten Behörden bestätigt worden. Es wird Ihnen hiemit kundgemacht."

Hierauf las Rath Spandl folgendes nach dem gedruckten Erlasse treu copirte Todesurtheil vor:

„Thatbestand.

„Severin v. J****, fälschlich Graf v. J****, 34
„Jahre alt, im kaiserl. russischen Gouvernement Podo-
„lien geboren, katholischer Religion, verheirathet,
„Güterbesitzer, war schon in seiner frühern Jugend,
„

„auf seine äußern Glücksgüter sich stützend, voll Hoch„muth und Stolz, und nicht gewohnt, den ihm er„theilten Ermahnungen Folge zu leisten.“

„Im Juni v. J. kam er Vergnügens halber aus „seiner Heimath hier in Wien an.“

„Ungeachtet seine hieher gebrachte Baarschaft „nicht unbedeutend war, und er dieselbe überdieß „hier im Kartenspiele bedeutend zu vermehren wußte, „gerieth er doch bei seiner regellosen Lebensart und „gewohnten Verschwendung bald in eine solche Geld„verlegenheit, daß er schon im September zum Geld„borgen Zuflucht nehmen mußte.“

„Aber auch jetzt wußte er sich nicht einzuschrän„ken, setzte seine gewohnte Lebensart fort, verschleu„derte in Wollust und fortgesetztem Spiel bedeu„tende Summen, und kam so weit herab, einige „fast unentbehrliche Gegenstände verpfänden zu „müssen.“

„In dieser seiner auf das Höchste gestiegenen Geld„noth erhielt er gegen Ende Jänner d. J. von sei„ner Regierung den ernstgemessenen Befehl zur „Rückkehr in sein Vaterland, mit dem Beifügen, daß „er noch über die Führung des von ihm zuletzt „bekleideten Amtes Rechenschaft abzulegen, und „in Bezug auf dieses eine bedeutende Zahlung zu „leisten habe.“

„In diesem Zustande, und abgehalten durch einen „falschen Ehrgeiz, sich Jemanden zu entdecken, faßte „er sogleich den gräßlichen Gedanken, den Professor „Plank, seinen ehemaligen Lehrer, und einen in „jeder Hinsicht achtbaren 70jährigen Greis, zu er„morden und sich seines Geldes zu bemächtigen, weil „er wußte, daß Plank allein wohne und Ver„mögen besitze.“

„Schon in dieser Absicht erkaufte er am 5. Februar

„ein großes starkes Küchenmesser, lud den Professor „Plank am 9. darauf, um ihn genauer über sein „Vermögen auszuforschen, zum Mittagsmahle ein, „und als er erfuhr, daß jenes Vermögen in Obli„gationen bestehe, richtete er seine Absicht auf „diese."

„Nachdem er noch vorher aus Vorsicht über die „Natur und Art der Veräußerung dieser ihm frem„den Papiere an einem andern Orte die nöthige Er„kundigung eingezogen, suchte er den Professor „Plank zum Vorzeigen derselben unter dem Vor„wande zu bestimmen, daß auch er derlei Staats„papiere sich anschaffen, dieselben aber noch vorläufig „wegen einer zu befürchtenden Uebervortheilung ken„nen lernen möchte."

„Er erhielt auch dazu das Versprechen, und schon „am 12. darauf begab er sich, mit dem Messer ver„sehen, in mörderischer Absicht in die Wohnung des „Professors."

„Weil ihm aber dieser blos Obligationen von ge„ringem Betrage zeigte, so verschob er die Ausfüh„rung seiner Absicht bis auf den kommenden Tag, „an welchem ihm Plank Obligationen von höherem „Betrage mit der Eröffnung vorzuzeigen versprach, „daß er solche gegenwärtig außer Hause habe, und „erst holen müsse."

„An diesem 13. Februar gegen 1 Uhr Mittags „ging v. J****, das Küchenmesser in seiner Rock„tasche tragend, wieder in die Wohnung des Pro„fessors Plank. Dieser zeigte ihm nun wirklich 8 „Stücke fünfpercentige Obligationen im Gesammtbe„trage von 6100 fl. Conv. Münze vor, und wäh„rend dieselben auf dem Tische lagen, und Plank, „um etwas zu suchen, aufstand, trat v. J**** hin„ter ihn, zog rasch das Messer hervor, und führte

„mit demselben auf dessen Hinterhaupt einen sol-
„chen Hieb, daß Plank auf der Stelle zu Boden
„stürzte.“

„Um die Möglichkeit des Schreiens zu verhüten,
„versetzte von J**** gleich darauf dem schon am
„Boden Liegenden, mit eben diesem Messer, noch
„mehrere Hiebe auf den Kopf und mehrere Stiche
„in die Brust und in den Unterleib, raffte dann die
„Obligationen zusammen, und eilte in seine Woh-
„nung.“

„Gleich darauf ging er aus, verkaufte die geraub-
„ten Staatspapiere, und schwelgte von diesem ge-
„raubten Gute wie vorher bis zum 17. Februar,
„an welchem Tage er, als dieser That beinzichtigt,
„in Verhaft genommen wurde.“

„Während der mit ihm geführten Untersuchung
„bekannte v. J**** nach längerem hartnäckigen
„Läugnen die Verübung dieser That, in Ueber-
„einstimmung mit den gerichtlich erhobenen Um-
„ständen.“

„Der Ermordete wurde auf gerichtliche Veran-
„lassung, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, ärztlich
„untersucht, und dabei befunden, daß demselben
„mit dem noch bei dem v. J**** vorgefundenen
„Küchenmesser am Kopfe 7 Hiebwunden, dann in
„die Brust 2, und in den Unterleib 5 Stichwunden
„mit einer besonderen Gewalt, indem ein Stich
„sogar den ganzen Körper durchdrang, beigebracht
„worden sind, und daß diese Wunden, schon einzeln
„betrachtet, nothwendig den Tod herbeigeführt haben
„mußten.“

„Urtheil.

„Der Severin v. J****, fälschlich Graf v. J****,
„ist des Verbrechens des meuchlerischen Raubmor-
„des schuldig, und soll deßhalb nebst dem Verluste

„seines Adels und der damit für seine Person ver-„bundenen Rechte in den k. k. österreichischen Erb-„staaten, nach Vorschrift des §. 119 des Gesetzbu-„ches über Verbrechen, mit dem Tode bestraft und „diese Strafe an demselben, gemäß des 10. §. eben „daselbst, mit dem Strange vollzogen werden.“

Als der Rath zu der Stelle kam:

„mit dem Tode bestraft —“

unterbrach Jarosinsky den Vorleser und rief:

Wie? — Sterben soll ich? Der Tod soll mein Los sein? —

Der Rath ermahnte Jarosinsky, das Ende des Urtheils ruhig abzuwarten.

Jarosinsky fügte sich mit großer Fassung und hörte den Schluß des Urtheils an.

Nur bei der Beklommenheit, welche die Damen zeigten, bei den ängstlichen Ausrufen, die mehreren Frauen entschlüpften, faßte Jarosinsky krampfhaft die Lehne eines Stuhles, ermannte sich aber auch hier bald wieder.

Hierauf kündigte ihm der Präses der Rathsversammlung an, daß er nun vor dem Criminal-Gerichtsgebäude auf öffentlichem Platze dasselbe Urtheil vor dem versammelten Volke noch einmal, und zwar vom Balcone des Criminalhauses herab, sich vorlesen lassen müsse.

Jarosinsky protestirte dagegen mit den Worten:

Nein! nein! Diese Demüthigung wird man mir ersparen!

Das wäre gegen das Gesetz, und das Vorlesen des Todesurtheils vor dem Volke darf nicht unterbleiben, erwiederte der Rath. Sie sind ja ein gebildeter Mann, Sie werden das Gericht nicht zu Gewaltmitteln schreiten lassen; Sie werden sich gewiß fügen.

Hierauf antwortete Jarosinsky: Weiß hievon

auch mein Untersuchungsrichter, der Rath Carhan? Wo ist er? Ich will mit ihm sprechen.

Rath Carhan ist nicht zugegen, und wenn ich Ihnen bemerke: Das Gesetz befiehlt die öffentliche Proclamation vor dem Volke auf der Schandbühne, — so müssen Sie gehorchen.

„Ich gehorche," antwortete Jarosinsky. Er verneigte sich eben so anständig wie bei seinem Eintritte in den Saal vor den Räthen und den Damen und ließ sich ruhig in das Wachzimmer führen, in welchem er verweilen mußte, bis die zehnte Stunde schlug.

Auf dem Platze vor dem Gerichtshause (Hohenmarkte) herrschte ein furchtbares Gewoge, ein Drängen und ein Lärmen ohne gleichen.

Es waren gewiß an 30,000 Menschen hier versammelt. Es regnete heftig, doch der Regen schreckte die Menschen nicht zurück.

Die Leute hatten sich durch einige Tausend Parapluis gleichsam ein großes Zelt gebildet. Das versammelte Volk unter diesen Regendächern, dieses Bewegen der Gruppen und Schirme, sah aus, wie wenn schwarze Meereswellen einher wogten.

Dabei hörte man Geschrei und unaufhörlichen Hader, Flüche, Verwünschungen; der Name Jarosinsky wurde nur mit Wuth und Entrüstung ausgesprochen.

Am liebsten hätte das Volk den scheußlichen Mörder in Stücke zerrissen.

Die Fenster der Wachstube gehen nach dem Platze. Sie waren offen.

Jarosinsky hörte den furchtbaren Tumult.

„Das ist ein Fest für die Wiener!" sagte er. „Einen Grafen haben sie noch nie in einer „solchen Lage" gesehen! — Es regnet wie aus Schleusen strömend. — Ich muß ohne Hut auf den Pranger. — Ich werde

mein Schnupftuch über den Kopf und über das Gesicht binden."

Das dürfen Sie nicht! versetzte der Gefangenwärter.

Ich wünschte, daß die neugierigen Laffen alle durch einen Wolkenbruch ertränkt würden.

Es schlug zehn Uhr.

Man führte den Raubmörder auf die Schandbühne.

Eilftes Capitel.

Auf der Schandbühne, während der öffentlichen Proclamation des Urtheils, zeigte Jarosinsky's Benehmen eine Keckheit, ja man kann sagen eine Frechheit, welche empörend war.

Das Volk murrte laut über sein Betragen.

Zuerst musterte er die Massen mit beleidigenden Blicken, dann kehrte er dem Gerichtshause den Rücken, gaffte nach den Fenstern des Pleban'schen Institutes, in welchem ihm die Vorsteherin desselben sein Schicksal profezeite, er erinnerte sich vielleicht an jene Profezeiung; endlich wendete er sich an die beiden Gerichtsdiener, welche ihn begleitet hatten, und moquirte sich über die ermüdende Dauer der Proclamation und den „langsamen" Vorleser.

Hören Sie das Volk laut murren! sagte der eine Gerichtsdiener, man nimmt es Ihnen übel, daß Sie nicht die mindeste Zerknirschung zeigen.

Sprechen Sie nicht mehr mit uns, versetzte der andere. So lange Sie das Volk beobachtet, zeigen Sie Ergebenheit.

Wird meine Sache besser, entgegnete Jarosinsky, wenn ich den Zerknirschten spiele?

Die Proclamation war zu Ende. Der Delinquent wurde von der Schandbühne herabgeführt.

Nun begann erst ein Drängen und Ringen der Zunächststehenden. Ein Jeder wollte erspähen, was er jetzt beginnen, wollte hören, was er sprechen würde, da er noch immer an die Gerichtsdiener sich wendete. Einige behaupteten, er hätte gelacht und sich über das Volk lustig gemacht, allein dies war nicht der Fall. Alles, was er während des Herabführens vom Pranger sprach, war:

Endlich ist dies auch vorüber!

Jarosinsky wurde wieder in den großen Gerichtssaal geführt.

Seine Frechheit hatte ihn noch nicht verlassen.

Jetzt verneigte er sich nicht mehr vor den Räthen und den versammelten Personen, die während der Scene vor dem Gerichtshause an die Fenster geeilt waren und nun an ihre Plätze zurücktraten.

Jarosinsky blieb trotzig stehen und fragte gleichsam mit den Blicken, was nun mit ihm geschehen werde?

Zwei Priester der Congregation des heiligen Liguori näherten sich ihm.

Rath Spandl sagte ihm, daß diese die letzten Tage seines Lebens ihn umgeben und ihn mit den Tröstungen der Religion versehen würden.

Jarosinsky betrachtete sie auf eine verletzende Weise.

Ich wünsche einen Priester, welcher polnisch spricht, erwiederte er.

Einer der beiden Priester antwortete:

„In unserer Congregation befindet sich keiner, der diese Sprache spricht.“ —

„Aber französisch sprechen wir, fügte der andere Geistliche hinzu. Wenn Sie französisch sprechen — so —“

Jarosinsky ließ diesem Priester den Nachsatz nicht sagen. Er maß ihn mit verächtlichen Blicken vom Scheitel bis zur Zehe und versetzte mit Hohn: Ob ich französisch spreche, meinen Sie? Auf jeden Fall spreche ich besser französisch als Sie!

Jarosinsky wendete ihm den Rücken.

Nun trat der erstere Priester wieder herzu und fragte Jarosinsky:

„Haben Sie gelernt, „das Vaterunser zu beten?"

Jarosinsky entbrannte über diese Frage in Wuth. Er antwortete:

Ich bin Cavalier und in Wien erzogen! — Ich bitte die Herren, sich zu entfernen. Ich habe einen Freund, der französischer Abbé ist, diesen wünsche ich in meinen letzten Stunden; die beiden Herren Liguorianer wünsche ich nicht. —

Allein der französische Abbé mochte vorausgesehen haben, daß Jarosinsky's Wahl auf ihn fallen könnte. Er schrieb an den Criminal-Senat, für den Fall, daß er von Jarosinsky ersucht werden sollte, bei ihm zu erscheinen, möchte er wegen plötzlichen Unwolseins entschuldigt werden.

Jarosinsky wurde hiervon benachrichtigt.

So will ich gar keinen Priester! rief Jarosinsky.

Die beiden Geistlichen verließen ihn aber nicht, sie begleiteten ihn nach dem sogenannten „Aussetzimmer" (also benannt, weil hier ein Delinquent den Blikken des Volkes ausgesetzt wird, was sich aber Jarosinsky verbat) und speisten in diesem Zimmer mit ihm zu Mittag, welches ihn jedoch nicht hinderte, schweigsam zu bleiben, und den Liguorianern jede Erwiederung auf ihre Gespräche zu versagen.

Unwillig über die Verstocktheit Jarosinsky's, verfügten sich die beiden Geistlichen zum Vicebürger-

meister, und referirten über die Reuelosigkeit und Ungezogenheit des „armen Sünders“.

Als die Priester sich entfernt hatten, ersuchte Jarosinsky den Gefangenwärter, den Amtsdiener Nagel zu ihm kommen zu lassen.

Nagel, derselbe, welcher die zwölf verhängnißvollen Stockstreiche ihm applicirt hatte, trat ein.

Daß ich so weit gekommen bin, daß ich zum Tode verurtheilt worden, ist gewissermaßen Ihr Werk, redete ihn Jarosinsky an.

Mein Werk? fragte Nagel befremdet. Ich glaube, daß Sie selbst —

Ich hätte fort und fort geläugnet. Nach den österreichischen Gesetzen muß das Geständniß bei ähnlichen Anklagen erfolgen; auf mein Geständniß hätte ich aber noch lange warten lassen können, wenn eine neue Züchtigung mir nicht in Aussicht gestellt worden wäre. Die Züchtigung von Ihnen scheute ich. Daher war es Ihr Werk. —

O mein Herr Graf, versetzte Nagel, die zwölf Stockstreiche waren es wol nicht, die Sie anderen Sinnes machten, aber, wie ich höre, gab es für Sie keinen andern Ausweg mehr, als zu gestehen; es war ja das ganze schwere Verbrechen schon so bewiesen, daß Sie „ein Senat von lauter Kindern“ hätte verurtheilen müssen.

Reden wir nicht weiter davon; ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, aber da Sie so ziemlich Alles genau wissen, was man mit mir vorhat, so bitte ich Sie mir zu sagen, wie weit man mit mir in der Strafe vorgehen wird. — Nicht wahr, man läßt mich die Todesangst ausstehen, begnadigt mich, und liefert mich dann an die russische Regierung aus?

Davon habe ich nichts gehört.

Doch! doch! Sie wollen es mir nur nicht sagen. —

Ich habe nichts gehört von einer Begnadigung, oder von einer Auslieferung! Wie käme ich in meiner höchst untergeordneten Stellung dazu, solche Amtsgeheimnisse zu erfahren? —

Bekümmern Sie sich darum, ich bitte, ich beschwöre Sie. Sie wissen vielleicht, daß ich reich, sehr reich bin. Ich dagegen weiß, daß Sie diesen gemeinen Schergendienst höchst ungern und nur aus Noth verrichten. Lieber Nagel, ich bezahle Ihnen das Zehnfache, was Ihnen der Wiener Magistrat für Ihre Profosenbeschäftigung auswirft. Trachten Sie, zu erfahren, was man mit mir zu thun Willens ist! Sollte man mich an Rußland ausliefern, und würde mich mein Kaiser auf zwanzig Jahre nach Sibirien senden, so haben Sie von meiner Familie jährlich 500 Silberrubel; Sie können davon auf meinen Gütern leben, haben frei den Tisch, frei die Wohnung, frei Alles, was Sie brauchen, und frei den Doctor und die Apotheke, wenn Sie krank werden sollten.

Aber Herr Graf. —

Kein Aber. —

Ihnen Begnadigung zu melden, liegt ja nicht in meiner Macht. —

Die Begnadigung ist da, die Auslieferung ist beschlossen, nur ich soll davon zur Zeit noch nichts wissen. —

Wenn dies so sicher ist, weshalb soll ich noch eine Bestätigung darüber bringen?

Um mich vollkommen zu beruhigen. — Ich war neulich gerade bei einem Verhör, nach welchem Sie von dem Rathe Carhan beauftragt wurden, einen Pack Actenstücke dem Herrn Vicebürgermeister zu überbringen. Mein Proceß ist zu Ende, nun werden die Acten wahrscheinlich von dem Ober- oder Apellationsgericht nach der Registratur des Criminalgerichts transportirt,

Sie werden damit ohne Zweifel beauftragt; öffnen Sie den Fascikel und unterrichten Sie sich aus den Acten, oder machen Sie sich im Bureau des Rathes Etwas zu schaffen, damit Sie mein Schicksal erfahren. Sie können leicht von dem, was über mich beschlossen wurde, Nachricht erhalten. Sprechen Sie mit dem Actuar, das ist ein sehr guter Mensch, oder mit den Gerichtsbeisitzern, die sind treuherzig; Nagel, lieber Nagel, bringen Sie mir Nachricht; Ihre ewige Versorgung hängt davon ab!

Herr Graf, ich war einmal Soldat, bin also ein gerader offener Mann. Ist etwas Anderes über Sie beschlossen worden, als Ihnen bisher bekannt, so gehört dies zu den Amtsgeheimnissen; sie zu erforschen und Ihnen wieder zu sagen, würde gegen meinen Eid sein. Gegen tausend noch glänzendere Versprechungen, als Sie mir jetzt gemacht, würde ich meinen Eid nicht verletzen.

Aber ich verzweifle ja, wenn ich keine Beruhigung erhalte. —

Sie verzweifeln nicht, wenn Sie an Gott denken! Gott allein muß Ihre Zuflucht sein! So lange Sie seine Priester kränken, so lange Sie in Ihrem Stolz, Ihrem Hochmuth verharren, so lange Sie in Ihren Sünden versunken bleiben und keine Reue zeigen, so lange wird die Verzweiflung sich nicht von Ihnen entfernen. — Versöhnen Sie sich mit dem Himmel, Herr Graf, kommt dann die Begnadigung, so wird sie Sie doppelt glücklich machen. — Gott verleihe Ihnen Demuth, Reue und Ergebenheit. Gott sei mit Ihnen, Herr Graf!

Mit diesen Worten verließ Nagel das „Aussetzzimmer“.

Er ist bereits davon unterrichtet, daß ich begnadigt bin, rief sich Jarosinsky zu. Er will es mir, ja er

darf es mir nicht mittheilen! — Sagte er nicht: Versöhnen Sie sich mit Gott und kommt dann die Begnadigung, so werden Sie doppelt glücklich sein? — Ich werde mich mit Gott versöhnen, aber durch andere Priester, die Liguorianer sind nicht meine Leute!

Was wir jetzt den Lesern mitzutheilen haben, entnehmen wir dem Tagebuche eines wackern Geistlichen, des gewesenen Pfarrers des n. ö. Provinzial-Strafhauses in Wien, einem Tagebuche, das im Manuscript vor uns liegt, und nach welchem es diesem trefflichen Geistlichen gelang, Jarosinsky reumüthig und seinem Schicksale unterwürfig zu machen.

Er schreibt:

„Am 27. August 1827 erschien ein Gerichtscommissär in meiner Wohnung und kündigte mir an, der Herr Bürgermeister von Wien hätte ihm mitgetheilt, daß Severin Jarosinsky die Liguorianer fortgeschickt und von keinem Geistlichen Etwas wissen wolle. — Der Commissär fragte mich nun, ob ich nicht einen Versuch bei dem Delinquenten machen wolle, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. — Ich zeigte mich hiezu bereit und verfügte mich zu dem Herrn Rath Carhan, um mich über den Charakter des Verurtheilten genau zu erkundigen. Ich erfuhr, was ich zu wissen nöthig hatte. Hierauf führte mich Rath Carhan zu Jarosinsky.

Bei meinem Eintritte stand Jarosinsky von dem Tische auf, an welchem er saß.

Er bot dem Rathe und mir Stühle an.

Der Rath stellte mich ihm vor.

Sie sind ein Priester, nahm Jarosinsky das Wort. Ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir.

Ich liebe die Liguorianer nicht, fuhr Jarosinsky fort, weil sie aus meinem Vaterlande verbannt wurden, und weil sie mich nicht wie einen Cavalier, sondern wie einen Bauern behandelt haben. — Sie ver-

letzten mich auch durch ihr Benehmen am Mittagstische. Sie bezeigten mir keine Theilnahme, und es war mir, als ob sie einander zugelächelt hätten. Dies beleidigte mich.

Ich versprach, bei Jarosinsky zu bleiben und ihm in seinen letzten Lebensstunden beizustehen.

Rath Carhan entfernte sich darauf.

Im Verlauf der Unterredung sprach ich ihn mit dem simplen „Herr von Jarosinsky" an, worauf er empfindlich erwiederte:

Ich bin Graf Jarosinsky, und ersuche, mir meinen Titel nicht zu entziehen.

Ich nannte ihn nun immer „Graf", was mir seine Zuneigung in hohem Grade gewann.

Um sechs Uhr abends kam der Kirchendiener des Criminalgerichtshauses und fragte mich, um wie viel Uhr morgens die heilige Messe sollte gelesen werden.

Ich wendete mich an Jarosinsky und sprach: Herr Graf, um welche Zeit wollen Sie morgen der heiligen Messe beiwohnen?

Um sieben Uhr, war seine Antwort.

Nachdem der Kirchendiener diesen Bescheid vernommen, erkundigte sich Jarosinsky nach meinen Verhältnissen. Ich gab ihm getreue Auskunft.

Um halb acht Uhr verfügten wir uns zum Abendessen.

Nach zehn Minuten kehrten wir in das „Aussetzzimmer" zurück. Hier ließ er mich einen Blick in sein Inneres werfen.

Er fing damit an, mir seine Glaubenszweifel mitzutheilen. Er sprach über seinen Gewissenszustand. Er hatte die Lehren, deren der Unglaube sich bedient, eingesogen. Er sprach über menschliche Freiheit, über das irdische Leben, dann ging er auf sein Verbrechen über. Wir saßen beisammen bis ein Uhr nachts. Endlich bat

er mich, mein Lager aufzusuchen und mich zur Ruhe zu begeben.

Am andern Tage um fünf Uhr Morgens, schreibt der Pfarrer aus dem n. ö. Strafhause in seinem Tagebuche, ließ mich Jarosinsky rufen. Er kam auf dieselben Gegenstände, welche er am Abend vorher berührt hatte, zurück und schilderte auch seinen Lebenswandel. Er sprach ausführlich über sein Verbrechen. Es war eine aufrichtige Beichte.

Um sieben Uhr gingen wir zur Messe.

Als wir aus der Kirche treten wollten, bat er mich, seine Morgenbeichte zu hören.

Bald darauf kamen die beiden Liguorianer wieder. Jarosinsky behandelte sie abermals kalt und zurückweisend.

Sie entfernten sich.

Jarosinsky erblickte vor der Thüre des „Aussetzzimmers" eine Anzahl Polizeisoldaten als Wachen.

Er sprach sie an.

Er fragte Jeden, wie lange er im Militär gedient, welche Feldzüge er mitgemacht habe.

Diejenigen, welche in den Jahren 1805 bis 1815 gefochten, klopfte er auf die Schulter und nannte sie „Kameraden".

Er traf mehrere unter diesen Soldaten, welche ihm im Kampfe gegenüber gestanden.

Nicht wahr, sagte er zu ihnen, wir haben Euch warm gemacht? Er vertheilte seinen Rauchtabak an diese Leute. Er selbst rauchte den ganzen Tag.

Um ein Uhr wurde zu Tische gegangen.

Er trank ein Glas Schnaps und aß eine Semmel. Mich forderte er auf, wacker zuzugreifen.

Ich antwortete ihm, daß ich sehr leidend, daß ich krank sei. Er beklagte mich, sprang dann vom Tische auf und verfügte sich rasch in das „Aussetzzimmer".

Ich folgte ihm.

Dort fragte er mich, weshalb Gerichtsdiener und Gefangenwärter, so oft sie ihn erblickten, sich in die Ohren zischelten. Er nannte dies höchst ungezogen.

Ich untersagte es.

Nun traten wieder zwei Liguorianer ein.

Ich komme so eben von einem Kranken, erzälte der eine.

Jarosinsky erlaubte sich eine unanständige Bemerkung.

Ich machte ihm hierüber Vorwürfe. Jarosinsky war darüber betroffen und widersprach, daß er es böse gemeint. Er bat mich, zu sorgen, daß diese „Herren" nicht mehr zu ihm kämen. Ich werde zu Gewaltmitteln schreiten, wenn sie mich nicht in Ruhe lassen.

Diese Drohung verwies ich ihm ernstlich; ich hatte aber lange zu thun, bis ich seinen Haß zu bekämpfen vermochte.

Bei dem Nachtmale war sein Benehmen wie bei dem Mittagmale. Wir sprachen bis zwölf Uhr mit einander, dann bat er, mich zur Ruhe zu begeben. Er wünschte am andern Tage wieder zu beichten. Ich sagte ihm Worte des Trostes und ging in mein Zimmer.

Um drei Uhr morgens hörte ich ihn schon wieder mit den Wachen reden.

Ich ging zu ihm und ermahnte ihn, sich doch auch zu Bette zu legen.

Er that es, schlief aber nur sehr kurze Zeit. Um 6 Uhr stand er auf. Bald darauf ließ er mich zu sich bitten.

Es war am 29. August.

Wir sprachen bis 7 Uhr von der Beichte.

Ich ließ ihm Tags zuvor die Eisen abnehmen, weil er sagte:

Ich finde es unanständig, vor Gott wie ein Hund mit einer Kette zu erscheinen.

Nach beendigter Beichte küßte er mir die Hand und die Stirne und unter einem Strom von Thränen ersuchte er mich mit „gefalteten" Händen: Heute nicht communiciren zu dürfen, weil er befürchte, daß ihm „alle seine Sünden" nicht eingefallen seien und deshalb morgen noch einmal zu beichten wünsche.

Ich sagte ihm dies zu.

Nach dem Gottesdienste saßen wir beisammen und ich bemerkte, daß er bis ins Innerste erschüttert war.

Ich sprach mit ihm von der Gnade und Gerechtigkeit Gottes.

Jarosinsky weinte laut, da öffnete sich die Thüre und wieder trat ein Liguorianer herein.

Ich stand auf und reichte diesem einen Stuhl.

Er besprach sich mit Jarosinsky in französischer Sprache.

Das Gespräch wurde von beiden Seiten äußerst heftig geführt. Endlich rief Jarosinsky in deutscher Sprache aus:

„Aus welchen Gründen kommen Sie hieher? Um mir die bittersten Kränkungen zu sagen? — Sie behaupten, mein Großvater sei ein Rebell gewesen, Sie nennen ihn einen Unmenschen ohne gleichen, schelten ihn einen Tirannen, der seine Unterthanen zu Tode prügeln ließ! — Ich kann nichts für meinen Großvater; ich kannte ihn nicht; ich weiß nicht einmal wie er aussah! — Ich habe kaum mehr vierundzwanzig Stunden zu leben, und Sie vergällen mir diese so sehr! — Sie hätten hieher kommen sollen, mich zu trösten und aufzurichten, und Sie beugen mich so tief? Entfernen Sie sich augenblicklich, Sie unbarmherziger Mann!"

Es ist meine Schuldigkeit, bei Ihnen zu bleiben! erwiederte dieser.

Wenn es Ihre Schuldigkeit ist, hier zu bleiben, entgegnete Jarosinsky, so bleiben Sie!

Jarosinsky stand auf, nahm mich am Arme, ging mit mir in äußerster Bewegung im Zimmer auf und nieder, endlich rief er den Obergefangenwärter Wilschko.

Als dieser erschien, redete er ihn an:

„Gehen Sie hinab zu dem Herrn Vicebürgermeister und sagen Sie ihm: Er möge mir die schwersten Eisen anlegen lassen, nur wolle er mich von diesem Manne befreien!"

Wilschko vollzog diesen Auftrag.

Indeß betete der Geistliche.

Wilschko kam wieder zurück und lud den Liguorianer ein, sich zu dem Herrn Vicebürgermeister zu verfügen.

Dieser ging sogleich, ließ aber seinen Hut zurück.

Der Vicebürgermeister sprach den Liguorianer folgendermaßen an:

Geistlicher Herr, verlassen Sie den Delinquenten. Er läßt mich bitten, ihn mit Ihren Vorwürfen zu verschonen.

Ich muß meiner Pflicht nachkommen, erwiederte derselbe.

Aufrichtig gesagt, haben Sie bei dem Delinquenten nichts zu thun. —

Wir sind hier angestellt. —

Sie für Ihre Person nicht. Senden Sie mir Ihren Herrn Rector, der ist hier angestellt, Sie aber nicht, und selbst Ihr Herr Rector nur für den gewöhnlichen Dienst. Das Gesetz gestattet dem Delinquenten, sich einen Priester zu wählen, und dies hat er bereits gethan. — Sie aber machen mir den Unglücklichen noch ganz desperat!

Der Mann, der aus zu großem Eifer und wahr-

scheinlich entrüstet über das entsetzliche Verbrechen, zu weit gegangen, holte seinen Hut aus dem „Aussetzzimmer" und entfernte sich, ohne weder den Pfarrer noch Jarosinsky anzusehen."

Wir lassen hier das Tagebuch einen Augenblick außer Acht und bringen eine Episode, welche uns sehr interessant erscheint.

Der Criminal-Gerichtsarzt Kölbinger, der Jarosinsky täglich zu besuchen und sich um seine Gesundheit zu erkundigen beauftragt war, erzälte Folgendes:

Als Kölbinger am 29. August in das Aussetzzimmer trat, fragte er Jarosinsky: „Wie er sich befinde?"

Beklommen, sehr beklommen! der Verzweiflung nahe! antwortete dieser. Wenn ich mich nur ein Viertelstündchen meiner entsetzlichen Stimmung entledigen könnte. Ich habe so gerne Whist gespielt, vielleicht zerstreue ich mich, wenn ich noch ein paar Robber spiele. Doctor, wollten Sie mir eine Partie rangiren? Mein Beichtvater ist krank und schlummert ein Stündchen. Schaffen Sie mir ein paar Spieler. Sie und ich bilden dann die Partie.

Kölbinger versprach zwei Whist-Spieler zu bringen.

Kölbinger verfügte sich in „Wirschmitts Caffeehaus", welches er täglich zu besuchen pflegte.

Er trug die seltsamste Whistpartie, die noch je gespielt wurde, an.

Ein Hofschauspieler, der nun schon gestorben ist, und einer der bekanntesten Dichter, der aber noch lebt, zeigten sich zu dieser Partie geneigt.

Aus psichologischen Gründen, bemerkte der sehr bekannte Dichter, bin ich dabei. —

Ich kann auch Studien als Schauspieler an einem

Manne machen, der morgen um diese Stunde nicht mehr lebt, setzte das Hoftheatermitglied hinzu, und bin der vierte Mann. —

So beeilen wir uns, erwiederte Kölbinger, denn vor dem Geistlichen, der jetzt schläft, würde sich ein Kartenspiel nicht verantworten lassen.

Kölbinger steckte Whist-Karten zu sich und alle Drei traten bei Jarosinsky ein.

Er empfing die Herren mit sichtbarer Freude.

Sie bereiten einem zum Tode Verurtheilten eine heitere Stunde; dies mag Sie für das Unangenehme entschädigen, welches Sie sich durch eine Partie Whist mit mir aufbürden.

Kölbinger führte die Herren mit Namen und Charakter auf. —

Ich habe das Glück, die Herren ohnehin zu kennen, erwiederte Jarosinsky. Sie ergötzen das Publikum das ganze Jahr, Sie ergötzen heute eine Stunde lang mich, nur eine Stunde, nicht länger, dafür widmet Ihnen ein dem Tode Verfallener seinen Dank.

Man setzte sich an einen Tisch.

Die Karten wurden herum gegeben.

Das Spiel begann.

Der Arzt und der Schauspieler, Jarosinsky und der Dichter saßen sich gegenüber.

Der Dichter, der, wie bemerkt, noch lebt, den Verfasser dieses Romanes aber ausdrücklich ersucht hat, seinen Namen nicht zu nennen, versichert, daß ihm nicht viel weniger bange zu Muthe war als Jarosinsky selbst, dessen Partner er gewesen.

Der erste Robber wurde zu Ende gespielt.

Jarosinsky und der Dichter gewannen ihn.

Die Plätze wurden gewechselt. Der Hofschauspieler und Jarosinsky saßen sich gegenüber.

Als die erste Partie zu Ende war, griff sich Jarosinsky heftig ans Herz.

Ich kann nicht weiter spielen! Mir droht die Brust zu zerspringen. Ich habe ein Gefühl, als wenn mich ein Schlagfluß rühren müßte. Er sagte dies und warf die Karten auf den Tisch.

Der Zufall wollte, daß drei Damen neben einander auf der Tischplatte sichtbar wurden.

Drei Damen! rief Jarosinsky. Ach, meine Herren, die Damen und die Karten sind Schuld an meinem Elende! Damen und Karten verursachten mein Verbrechen! Hätte es nie Damen und nie Karten gegeben, ich säße nicht hier! —

Ich danke, meine Herren! Ich danke Ihnen! fuhr er fort. Vergeben Sie, daß ich mir einbildete, ich vermöchte mich zu zerstreuen! Einen Ausgesetzten zerstreut nichts mehr! Die Todesangst läßt sich nicht durch ein Spiel verscheuchen! Der Tod, der Tod, der schimpflichste Tod grinst mir überall entgegen. Wo ist mein Geistlicher! Ich will mit ihm beten!

Die Herren entfernten sich mit einer Empfindung, die sich nicht schildern läßt.

Als sie die Straße erreichten, sagte der Schauspieler zum Dichter:

Schreiben Sie ein Stück und bringen Sie diese Scene an. Ich copire den Delinquenten.

Das werde ich bleiben lassen! erwiederte der Dichter; ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich diese fürchterlichen Eindrücke vergessen lerne.

Zwölftes Capitel.

Jarosinsky betete mit seinem Beichtvater, und die religiösen Tröstungen, welche dieser würdige Priester ihm spendete, erhoben seine Seele so mächtig, daß er sich vollkommen gestärkt fühlte, und den edlen Geistlichen, dessen fisisches Leiden immer heftiger wurde, ersuchte, sich wieder in sein Zimmer zu begeben und den Anordnungen des Doctors zu folgen, der ihm vor Allem Ruhe empfahl.

Der wackere Pfarrer zog sich auf eine Stunde zurück.

Diese benützte Doctor Kölbinger, um Jarosinsky zu bitten, einen Freund ihm vorstellen zu dürfen, welcher Jarosinsky gar so gerne sehen und sprechen wolle.

Wer ist Ihr Freund? fragte der Delinquent den Doctor.

Der Doctor konnte den Namen und Stand seines vorgeblichen Freundes nicht wol sagen. Er besann sich; endlich platzte er mit der Antwort heraus:

Mein Freund ist — ebenfalls ein Doctor. —

Ein Arzt? oder ein Doctor der Rechte?

Ein Arzt, antwortete Kölbinger.

Was will er bei mir? — Mir beistehen? Mir das Leben erhalten? „O mein lieber Kölbinger, gegen meinen Tod gibt es kein Medicament in der Apotheke!"

(Buchstäblich wahr.)

Sie wünschen jedoch, daß ich Ihren Freund annehme? — Er soll mir willkommen sein!

Mit diesem Freunde Kölbingers hatte es eine eigene Bewandtniß. Dieser vorgebliche Freund war kein Arzt, sondern der — Scharfrichter.

Es ist bekannt, daß sich die Scharfrichter, ehe sie zu

einer Execution schreiten, ihr Opfer genau betrachten. Ob diese Opfer nun zum Schwerte, zum Beil, zum Rade oder zum Galgen verurtheilt werden, der Scharfrichter will früher den Delinquenten in der Nähe besehen; er will sich über die fisische Beschaffenheit des ihm Verfallenen unterrichten. Der Henker betrachtet am liebsten den Hals, er richtet seine Manipulation darnach ein. Rabel, so hieß der Scharfrichter, besuchte unter irgend einem Vorwande Jeden seiner „Clienten", wie er sie nannte. — Da er hörte, daß Jarosinsky „kurzhalsig" und mit „starken Halsknochen" versehen sei, so mußte sich Rabel einen Tag vor der Hinrichtung von seiner Constitution informiren.

Rabel trat in das „Aussetzzimmer".

Herr Doctor, redete ihn Jarosinsky an, ich bin nicht krank, Sie können mir nichts verschreiben; ich muß sterben bei gesundem Leibe. Sie können mich also nur aus Neugierde besuchen. Gewährt Ihnen der Anblick eines Unglücklichen Vergnügen?

Vergnügen? erwiederte Rabel, wem könnte es ein Vergnügen machen, einen Mann zu sehen, welcher in des Scharfrichters Hände fällt?

Wissen Sie dies gewiß? fragte Jarosinsky, der, wie bemerkt, immer die Hoffnung hegte, begnadigt zu werden, ganz kleinlaut.

So heißt es.

So heißt es? Das ist keine Antwort. Sie müssen auf diese Frage entweder meine Hoffnungen erheben, oder — ganz vernichten.

Die Hoffnung hat Gott in des Menschen Herz gepflanzt, die Hoffnung ist sein höchstes irdisches Gut. — Warum betrachten Sie mich so genau?

Rabel wurde über seine auffallende Musterung der

Person des Delinquenten so verlegen, daß er, um Etwas zu sagen, entgegnete:

Weil ich Sie schon einmal gesehen habe, nur weiß ich nicht mehr, wo?

Ich will Ihnen aus dem Traume helfen, erwiederte Jarosinsky; ich erinnere mich jetzt an Sie ganz gut.

Ich bitte Sie, mir zu sagen, wo wir zusammen kamen.

Als ich im Juni v. J. nach Wien kam, besuchte ich den „Sperl-Garten". Dieser Garten war sehr voll; alle Tische waren besetzt, nur ein kleines Tischchen, an dem Sie allein und gleichsam verlassen saßen, bot noch Raum. — Ich fragte Sie: „Ist es erlaubt, hier Platz zu nehmen?" — Sie antworteten: Mit Vergnügen! — Ich setzte mich zu Ihnen. — Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen. — Plötzlich trat ein Freund zu mir hin und zischelte mir in die Ohren. Er sagte: „Severin, wie kommst Du in diese Gesellschaft? Weißt Du, wer Dein Tischgenosse ist?" — Ich verneinte es. — „Es ist der Scharfrichter von Wien. Verlasse seine Gesellschaft! Alle Augen sehen nach Dir!" — Ich aber blieb sitzen. Erinnern Sie sich noch?

In der That, Sie sind es, der damals den Bemerkungen der Garten-Gäste Trotz bot.

Wir finden uns nun hier wieder! Setzen Sie sich an meinen Tisch, wie ich damals an dem Ihrigen saß. Kommen Sie, trinken wir ein Glas Wein zusammen.

Der Scharfrichter verlor völlig seine Fassung.

Ich will Ihnen auch sagen, was Sie zu mir führt. Doctor Kölbinger hat mich betrogen, als er sagte, Sie wären ein Arzt. Er wollte mich nicht erschrecken. Ich danke ihm für seine Schonung. Ja, mein Herr, Sie sind ein Arzt, doch ein solcher, der nie den Kranken mit falschen Vorspiegelungen, etwa mit der Rettung aus

einer Lebensgefahr hintergeht. Wo Sie erscheinen, ist der Tod gewiß, und dazu bedürfen Sie nicht einmal irgend einer Arzenei! — Damit ich sicher und schnell sterbe, wollen Sie meinen Hals betrachten. Befühlen Sie ihn, ich bitte darum.

Jarosinsky riß bei diesen Worten sein Tuch vom Halse und zog seinen Frack und seine Weste aus.

Werden Sie lange brauchen, um mir den Athem zu nehmen? fragte Severin.

Der Scharfrichter und Kölbinger sahen sich starr an.

Herr Graf, stöhnte Rabel, Ihre Fassung bringt mich aus der Fassung. Wenn Sie am Hochgerichte sprechen, so erschweren Sie mir meine traurige Pflicht. —

Vorausgesetzt, daß es noch nöthig ist, sie zu erfüllen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich, seit ich gebetet, wieder mit der Zuversicht erfüllt bin, ich werde nicht am Galgen enden. Ich werde Sie nicht wieder sehen. Dies glaube ich. Mit den beiden têtes à têtes im Sperl und hier wird es abgethan sein! Und nun leeren Sie Ihr Glas: „Auf nimmer wiedersehen!“ —

Der Scharfrichter stieß darauf an.

Ja, „auf nimmer wiedersehen!“ sprach er. Gott weiß es, wenn dies möglich ist, so will ich die Stunde feiern, in der ich hieher kam. Gott befohlen! Gott befohlen! Herr Graf.

Der Scharfrichter eilte fort. Doctor Kölbinger schlich ihm nach, eben so verlegen, ebenso ergriffen, wie der „falsche Arzt“, den er Jarosinsky aufgeführt.

* * *

Kaum waren diese Beiden fortgegangen, so traten der Pfarrer und der Rector der Liguorianer bei Jarosinsky ein.

Das „Tagebuch“ meldet hierüber Folgendes:

Der Herr Rector der Liguorianer! sagte der Beichtvater des Delinquenten.

Der Rector war sichtbar verlegen. Er wußte nicht, was er reden sollte.

Jarosinsky sah ihn mit finsteren Blicken an.

Endlich öffnete der Rector die Lippen und sprach: „Heute haben wir ein schönes Wetter!“

Jarosinsky lachte laut auf und erwiederte:

Was kümmert mich das Wetter! — Ich sitze hier, den Tod in Aussicht; in meiner engen, häßlichen Zelle, umgeben von Wachen und Schergen, ist es mir gleichgiltig, ob die Sonne scheint, oder ob es hagelt.

Aber im Himmel wird es schön sein! versetzte der Rector.

Kommen Sie von dort her? — fragte ihn Jarosinsky.

Der Rector gab keine Antwort und ging.

Später trat er in das Zimmer, welches dem Pfarrer angewiesen war.

Das ist ein entsetzlicher Mensch! sagte der Rector bei seinem Eintritte. Es ist mit ihm nichts anzufangen!

Ich antwortete, schreibt der Pfarrer in seinem Tagebuche:

Es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn Sie so fortfahren, ihn auf eine Weise zu behandeln, welche nicht die rechte ist. Sagen Sie mir, wie ist es möglich, mit einem Manne, der morgen hingerichtet wird, heute vom „schönen Wetter“ zu sprechen? Wie kann man ihn, der in Wien in einem katholischen Institute erzogen wurde, fragen: Ob er das „Vaterunser“ zu beten gelernt habe? Wie kann man ihm endlich über Vergehen seines Großvaters Vorwürfe machen?

Sie haben Recht, erwiederte der Rector; es war dies nicht gut; ich bitte Sie daher, Herr Pfarrer, nehmen

Sie meine Stelle bei dem Delinquenten ein. Aus meinem Orden wird kein Priester mehr zu ihm kommen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Rector.

Bald darauf kam ein Commissär der Liguorianer und brachte mir das heilige Oel zur „letzten Oelung".

Meine Krankheit wuchs mit jeder Stunde, und ich mußte neuerdigs den Arzt rufen lassen und um Arzneien bitten.

Jarosinsky ging mein anhaltendes Leiden sehr nahe und er äußerte sich:

Sie sind meinetwegen krank geworden und meinetwegen versagen Sie sich die nöthige Hilfe. Ach! hochwürdiger Herr, setzte er hinzu: hätte ich Sie und den Rath Carhan früher kennen gelernt, so wäre ich ein guter Mensch geblieben und hätte die entsetzliche Strafe nicht auszustehen!

Sein Muth brach wieder. So herzhaft er mit dem Scharfrichter gesprochen, so kleinmüthig wurde er.

Bei solchen Gesprächen hielt ich gewöhnlich seine Hand in der meinigen. In diesem Momente zog er sie plötzlich zurück und rief:

Nein, ich bin nicht würdig, daß meine Hand in der Ihrigen ruhe, denn an der meinigen klebt Blut. — —

Wir wurden zum Abendessen gerufen, und zwar zum letzten.

Ich zwang mich, Etwas zu genießen, und forderte ihn auf, ebenfalls Etwas zu sich zu nehmen; allein sein Mund schien völlig krampfhaft verschlossen zu sein. Jarosinsky aß nichts, endlich verlangte er ein Glas Bier, von welchem er in Zwischenräumen trank.

Wir traten wieder in das „Aussetzzimmer". Hier überfiel ihn eine unbeschreibliche Angst.

Ich habe eine Empfindung in mir, versicherte er, die

schrecklich ist. Mich überfällt eine furchtbare Beängstigung, aber nicht deshalb, weil ich sterben muß, sondern meiner Familie wegen, die durch mich unschuldig Schande und Verachtung trifft. An meinem Leben liegt mir nichts; ich gebe es hin, um die durch mein Verbrechen beleidigte Welt mit mir zu versöhnen, um dem Gesetze Genugthuung zu geben, das ich gröblich beleidigte, aber meine Frau, meine Kinder, meine Verwandlen, die meinen Namen tragen, wie versöhne ich diese mit mir?

Hochwürdiger Herr, redete mich Severin an: Haben Sie nicht erfahren, ob irgend Jemand von meiner Familie, während meiner Verhaftung, in Wien gewesen?

Ich antwortete:

Davon habe ich nichts gehört!

Nichts gehört? wiederholte Jarosinsky mit dumpfer Stimme. Nichts gehört? — Es sollte die Gattin, es sollten die Kinder nicht um das Leben des Gatten, des Vaters gebeten haben? — Das wäre schrecklich! entsetzlich! fürchterlich! — Vielleicht war meine Mutter in Wien! Meine arme, unglückliche Mutter! Meine Mutter war gewiß in Wien! Eine Mutter liebt ja auch dann noch ihr Kind, wenn andere Menschen längst schon den Stab über dasselbe gebrochen haben! — — —

Neuerdings brach er in einen Strom von Thränen aus. Sein Schluchzen war herzzerreißend.

Nach einer langen Pause fragte er:

Zu welcher Stunde wird mir der Kopf abgeschlagen werden?

Der Priester antwortete:

Der Kopf wird Ihnen nicht abgeschlagen; Sie werden durch den Strang hingerichtet.

Ja, ja, ich erinnere mich. Ich bin so verwirrt, daß

ich an die Art der Hinrichtung nicht mehr dachte! Gehangen werde ich, gehangen! Wie lange dauert es, bis man todt ist?

Eine Minute, antwortete der Geistliche.

Eine Minute! Dies ist lange! — Werden Sie eine Rede halten? werden Sie zum Volke sprechen auf der Richtstätte?

Ja; aber nicht vor, sondern nach der Hinrichtung.

Bis hieher das „Tagebuch".

Da blickte Jarosinsky plötzlich ganz zufällig auf, und sah über der Thüre des Aussetzzimmers an dem kleinen Fenster einen Mann, der sich bemühte, den Unglücklichen zu beschauen, und seine neugierigen Blicke auf ihm haften ließ.

Der Mann war ein reicher israelitischer Großhändler.

Da sehen Sie hin! sagte Jarosinsky zu seinem Beichtvater; da hat sich Jemand die Mühe genommen, hinauf zu klettern, um mich in meinen letzten Stunden noch zu beobachten! Ich will dem Herrn die Mühe erleichtern.

Jarosinsky stand auf und öffnete die Thüre.

Der Mann, welcher sich an der Thüre festgehalten hatte, plumpste herab.

Erschreckt raffte er sich auf und wollte entfliehen.

Bleiben Sie! redete ihn Jarosinsky an. Haben Sie sich beschädigt bei Ihrem Falle?

Der Großhändler zitterte, als ob er eine Missethat begangen.

Was wünschen Sie von mir?

Verzeihen Sie, stammelte der Fremde. Ich wollte Ihnen eine Erquickung bringen. Unten im Wachzimmer habe ich ein paar Flaschen Bordeaux hingestellt, wenn Sie nichts dagegen haben, so verehre ich sie Ihnen zur Herzstärkung.

Mein Herz stärkt nichts mehr! — Ich danke Ihnen. Behalten Sie Ihren Wein, oder schenken Sie ihn den Polizeisoldaten, die mich bewachen.

Etwas Bordeaux sollten Sie doch nehmen, versetzte der Mann, jetzt schon muthiger geworden.

Ich nehme nichts mehr in dieser Nacht. — Was werden Sie beginnen, wenn Sie jetzt von mir gehen? — Werden Sie einen Gasthof oder ein Caffeehaus besuchen und erzälen, daß Sie mich gesprochen?

Auf Ehre! das werd' ich thun!

Dann erzälen Sie auch, daß ich reumüthig sterben werde und meine Verbrechen verwünsche.

Ich werde es überall sagen.

Haben Sie mich früher, ich meine, ehe ich noch — — als ich nämlich noch kein Verbrechen beging, gesehen?

Nie!

Es trieb Sie also blos die Neugierde hieher?

Nein, nicht Neugierde; Theilnahme an dem Schicksal eines Verirrten. Sie sind reumüthig. Ich sehe es Ihnen an. Ich werde Allen widersprechen, die da ausschreien: Sie wären nicht reumüthig! — Meinen Bordeaux wollen Sie nicht? Ich werde ihn der Wache geben, und sende wol noch einige Flaschen dazu. — Nehmen Sie es nicht übel, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hieher gekommen, aber es wird seinen Nutzen haben, ich werde verkündigen, daß Sie reumüthig sind. Dies gefällt Gott und den Menschen. Gott verleihe Ihnen Stärke auf Ihrem letzten Gange. — Gute Nacht!

Der Israelite ging.

Wie heißt dieser Mann? fragte Jarosinsky seinen Priester.

Ich kenne ihn nicht, antwortete dieser, aber er ist ein

Ehrenmann. Was er gesagt, ist gut, und zeigt von wahrer Theilnahme an Ihrem Unglücke.

Reumüthig sterben versöhnt Gott und den Menschen! wiederholte Jarosinsky.

Dreizehntes Capitel.

Man kann sich in einer Stadt wie Wien die Aufregung während der letzten drei Tage, welche Jarosinsky noch zu leben hatte, denken. — Der Hohenmarkt wurde förmlich belagert. Trotz eines zeitweise heftigen Regens strömte Jung und Alt vor das Criminal-Gerichtshaus und die „steinerne Gerechtigkeit", die damals noch als Statue im Hintergrunde des Balcons stand, wurde nie so oft betrachtet und beschworen, nach ihrem Amte doch endlich zu handeln, wie in jenen Tagen.

Und die Märchen, welche sich die Leute erzälten!

Einige wollten ganz verläßlich gehört haben, daß Jarosinsky Gift genommen, und in den letzten Zügen liege.

Andere behaupteten, er sei in der Nacht nach dem Verkünden des Urtheils in einen Wagen gepackt und nach Rußland geführt worden.

Wieder Andere behaupteten, seine Frau und Kinder hätten „sein Leben erbeten", und er käme „auf hundert Jahre auf den Spielberg".

Es war, als wenn lauter Tollhäusler mit einander schwätzten. Dabei hagelte es Spottlieder. Die Harfenisten in den Bierhäusern sangen diese bei großem Halloh der Zuhörer, aus welchen das nach der Melodie des „Aschenliedes":

„Ein Pole kam daher,
An Schulden ist er schwer!" u. s. w.

so ins Volk drang, daß es die Schusterjungen auf der Gasse sangen.

An schimpflichen Liedern gegen die Krones fehlte es natürlich ebenfalls nicht, aus welchen das:

„Mamsell Krones, wars der Müh' werth,
Daß Sie den polnischen „Rauber" erhört?"

das giftigste und gröbste war.

Die Bosheit gewisser Leute war so groß, daß der armen Krones jedes dieser Pasquille, ja oft in mehreren Abschriften, anonim ins Haus geschickt wurde, so daß sie mehrere Monate durch die „kleine Post" kein Schreiben mehr annahm, und abermals ihre Darstellungen auf dem Theater für einige Wochen unterbrach.

Das ewige Geschwätz über den Mörder wurde ihr zur Höllenpein.

Ich verlasse Wien, sagte sie eines Tages zu Raimund. Ich habe genug gebüßt, genug gelitten, Kummer und Angst haben meine Gesundheit untergraben, an dem letzten Tage der Aussetzung des schändlichen Menschen, an dem Tage, an welchem er hingerichtet wird, und einen Tag nach demselben soll kein Mensch erfahren, wohin ich mich geflüchtet; „ich verkrieche mich in die Gebirge", vielleicht komme ich gar nicht mehr zurück; einem Bauer auf dem Lande als Kühmagd zu dienen, und vor diesen schmähsüchtigen, wuth-, geifer- und giftspeienden Wiener Klatschern sicher sein, ist mehr werth, als das beste Los, das mir mein Talent bieten kann.

Gehen Sie nach Gutenstein, versetzte Raimund. Ich ziehe dieses Thal allen Landaufenthaltsorten in Oesterreich vor. Ich werde mir dort nächstens ein Haus kaufen; die Menschen, die dort hausen, sind herzensgut und freundlich.

Wohin ich mich begeben werde, antwortete Therese, sage ich nicht einmal Ihnen. Ich nehme auch Niemand

mit als meine Madeleine, selbst Bohrmann soll nicht erfahren, wo ich hingekommen.

Krones ließ durch Madeleine einen Fiaker und zwar aus der entfernten Vorstadt Wieden mieten. Die Fiaker in der Leopoldstadt und in der inneren Stadt kannten sie alle. Sie accordirte mit ihm für vier Tage, stieg im „tiefen Graben“ in seinen Wagen und fuhr in der Nacht vom 29. auf den 30. August nach Sparbach, welches auf dem Wege von Mödling nach Heiligenkreuz liegt.

Als sie außer der Matzleinsdorfer Linie nach der „Spinnerin am Kreuze“ fuhr, bemerkte sie viele Menschen mit Fackeln und großen Laternen auf einem Platze versammelt und arbeiten.

Der Fiaker wendete sich von seinem Bocksitze gegen Therese.

Euer Gnaden, sagte er, wissen Sie, was hier geschieht? Das Jarosinsky-Monument schlagen sie hier auf; die Galgen-Säulen wird errichtet!

Der Fiaker lachte über seinen Witz.

Krones sank wie ohnmächtig in den Wagen zurück.

Fahre schnell hier vorüber! rief Madeleine dem Fiaker zu. Wir haben kein Vergnügen an einem solchen Anblicke.

Es ist zum Rasendwerden! rief Krones. Ich habe nicht daran gedacht, daß wir an der Richtstätte vorüber müssen; schnell, schnell fort! Die Luft hier beengt mir die Brust.

Der Fiaker fuhr so rasch als möglich.

Um Mitternacht gelangte Therese nach Sparbach.

Alles lag in tiefem Schlafe.

Der Fiaker hatte zu thun, die Leute in dem dortigen Wirthshause aus ihren Träumen zu wecken.

Das Thor des Hauses wurde aufgeschlossen.

Der Wagen fuhr in den Hof.

Kann man hier ein oder zwei Zimmer haben? fragte Therese.

Es ist hier nichts leer. Kommen Sie von Wien? fragte eine junge Person, die sich als Schwester der Wirthin bezeichnen ließ; wenn dies der Fall, so hätten Sie in Mödling bleiben sollen; wir sind auf Reisende nicht eingerichtet.

Ich bin keine Reisende, erwiederte Therese. Ich will nur auf ein paar Tage in dieser Gegend bleiben. Räumen Sie mir ein kleines Zimmer mit zwei Betten ein; im schlimsten Falle nur für diese Nacht. Wenn es nicht anders sein kann, will ich morgen nach Heiligenkreuz.

Für diese Nacht nur? Da kann ich dienen. Das Schlafzimmer meines Schwagers, des Wirths, und meiner Schwester, der Wirthin, ist leer. Beide sind nach Wien gefahren, um den Jarosinsky hängen zu sehen! Gegen Mittag kommen sie wieder heim.

Krones bebte zusammen und faßte den Arm ihres Stubenmädchens krampfhaft.

Führen Sie uns in dieses Zimmer, bat Madeleine.

Die Schwester der Wirthin leuchtete voran.

Im ersten Stocke befand sich die Wirthswohnung.

Krones trat ein.

Das Mädchen zündete zwei Kerzen an.

Wir hätten wol noch ein paar Zimmer für Fremde, sprach die Schwester der Wirthin, welche sich als „Mamsell Dorothea" aufführte, aber es ist vor einigen Wochen ein Herr mit seiner Frau und einigen Dienstleuten eingekehrt, welcher Alles gemietet hat, was leer war. Er hat vier Zimmer und den Hausgarten bis Ende October bezahlt. Sparbach gefällt ihm gar so gut.

Krones fing an, sichs bequem zu machen, legte

ihren Hut mit einem Schleier ab und warf sich auf einen Stuhl.

Als Dorothea der Krones ins Gesicht sah, erstaunte sie nicht wenig.

Mein Gott! rief Dorothea, Sie wohnen ja ohnehin im Hause! — Frau von — —? Das Wort erstarb ihr auf der Zunge.

Ich wohne ohnehin im Hause? fragte Krones.

Ja, ja — oder sind Sie eine Schwester der jungen Frau, die hier einlogirt ist? Oder sind Sie vielleicht gar Fräulein Krones, von der man sagt, daß sie der Beamtens-Gattin, die wir hier beherbergen, so auffallend ähnlich sieht? —

Verwünscht! sprach Therese für sich.

Marie ist hier! flüsterte Madeleine ihrem Fräulein zu.

Ohne Zweifel ist sie es! — In des Himmels Namen, vor dieser und ihrem Gatten genire ich mich nicht. Dann fragte sie das Mädchen: Das sind wol recht wolhabende Leute, die hier wohnen? Ich kenne die Frau, die Sie meinen; ich bin Therese Krones, aber, wenn Sie mir wolwollen, so sagen Sie Niemanden, daß ich hier bin. Ich will mich nicht sehen lassen.

Der Frau nebenan soll ich es auch nicht mittheilen?

Morgen früh will ich es ihr selbst sagen, nur im Dorfe posaunen Sie es nicht aus, daß ich bei Ihnen bin. Ich möchte ganz einsam hier bleiben.

Ich verstehe, antwortete Dorothea. Ich weiß auch gut, warum Sie sich nicht sehen lassen wollen. Sorgen Sie nicht, ich werde kein Wort von Ihnen sprechen. — Wünschen Sie Etwas zu essen? — Viel haben wir nicht, höchstens eine Eierspeise; auch ein „Händel" könnten wir abstechen. —

Für mich bringen Sie nichts; ich esse nichts — aber

da meiner Madeleine bringen Sie, was Sie haben und bereiten können.

Während dieses Gespräches fiel ein heftiger Regen ein und schlug seine Wasserfluthen an die Fenster.

Dorothea rief erschreckt:

Jetzt gießt es, wie mit „Schaffeln". Wenn es in Wien auch so regnet, und etwa bis morgen anhält, da werden meine arme Schwester und ihr Mann tüchtig naß werden. Dem Spitzbuben schadet es freilich nichts, aber den ehrlichen Leuten, die ihn hängen sehen wollen, die können übel wegkommen.

Das Mädchen ging nach der Küche.

Ich finde, daß wir vom Regen in die Traufe gerathen sind, sprach Therese; ich glaube, daß wenn wir nach Amerika geflohen wären, so hätte man dort auch von Jarosinsky gesprochen.

Ei was! versetzte Madeleine. Sie müssen sich das nicht so zu Herzen nehmen. Hier auf dem Lande kann das Geschwätz doch nicht so toll sein, wie in der Stadt. — Ich ersuche Sie, Fräulein, nicht so kleinmüthig zu bleiben; zeigen Sie nicht, daß Ihnen diese Geschichte so nahe geht. —

Wenn nur schon der 30. August vorüber wäre!

Morgen um diese Zeit gibt es keinen 30. August mehr.

Aber von Jarosinsky wird man noch in 30 Jahren sprechen, und von mir auch, wenn man seiner erwähnt. Es sprechen ja die Wiener noch von Zahlheim, der im Jahre 1786 gerädert wurde! — — Sonderbar! sagte Therese nach einer Pause, während zwei Menschen nach Sparbach entfliehen, um von der entsetzlichen Execution nichts zu hören, beeilen sich zwei Menschen aus demselben Sparbach, nach Wien zu kommen, um diese Execution zu sehen, und wir schlafen in den Betten dieser Leute, ja, wir hätten

nicht einmal ein Nachtquartier, wenn Wirth und Wirthin nicht zu dieser Execution ausgezogen wären.

Es ist gräßlich, fuhr Therese in ihren Betrachtungen fort, zu welchen Qualen ich, dieses verruchten Menschen wegen, fortwährend verurtheilt bin! — Gleich einige Schritte „außer der Linie“ muß ich auf die Richtstätte aufmerksam gemacht werden. Das erste Wort, das ich in Sparbach sprechen höre, betrifft die Execution, und das letzte, welches das Mädchen so eben gesprochen, ist wieder die Execution, ein Dolchstich für mich! — Ich will mich zu Bette begeben, und die Decke über die Ohren ziehen, sonst schwätzt die Gans bis zum Grauen des Tages von Jarosinsky. Es ist eine Höllenqual!

Sie werden morgen Marie und ihren Gatten besuchen, bei ihr bleiben können, und die Schwätzerin nicht mehr sehen!

Meinst Du? — Morgen wird es erst recht angehen! Der Wirth und sein Weib kommen von Wien zurück. Die werden eine Schilderung ohne Ende von der Hinrichtung machen, das Todesurtheil mitbringen, und in allen Räumen circuliren lassen. — Das Todesurtheil! Mir wird eiskalt zu Muthe! — Am Ende kommt gar mein Name darin vor, oder nur Th.... K....s. Das sage ich, wenn ich darin bezeichnet werde, so lege ich Hand an mich! Diese Schmach, diese Beschimpfung würde ich nicht ertragen.

Warum nicht gar! — Was Sie sich alles in den Kopf setzen! Wie käme denn Ihr Name dazu! Waren Sie seine Mitschuldige?

Ich war aber bei seiner Verhaftung.

Das waren Andere auch! Ich habe immer gehört, in einem Todesurtheil steht das Verbrechen, und die Strafe, und sonst nichts. Sinnen Sie doch nicht so schauderhaften Grillen nach.

Dorothea trat nun wieder ein, deckte den Tisch, brachte die Suppe und eine Eierspeise.

Ein gebratenes „Händl", meldete sie, kommt auch, und Salat kommt, und es kommen Mandelbögen, die weder in Wien noch in Baden und Gaden so gut gemacht werden, wie bei uns. Den „Gumpoldskirchner" Wein habe ich aus dem Fasse gehoben. Es ist derselbe Wein, den mein Schwager dem Verwalter vorsetzt. Zwei Gedecke habe ich auch mitgebracht, falls Sie, Fräulein Krones, Hunger und Durst empfänden! Ich bitte Sie, essen Sie und trinken Sie! Ein schweres Herz und ein hungriger Magen sind zwei zu große Uebel! — Was mich betrifft, so viel ich von Ihrem Malheur weiß, und der Herr Verwalter im „Extrazimmer" davon erzält hat, würde ich diesem elenden Menschen nicht die Ehre anthun, mich zu kränken. — Schimpfen Sie über ihn: schildern Sie den Leuten, wie er Sie getäuscht, und Sie haben die bösesten Zungen auf Ihrer Seite. — Zeigen Sie aber Kummer, so glaubt die Welt, Sie grämten sich wegen ihm! Da müßte „mein Herz ein Narr sein", eines schlechten Kerls wegen mich einer Traurigkeit hinzugeben. — Ich habe im vorigen Jahre auch ein großes Unglück gehabt. Um mich hat ein Kaufmann aus N... angehalten; er war Witwer und reich. Er hatte mir auch gefallen und die Heirat war schon festgesetzt. — Auf einmal kommt es an den Tag, daß er seine Frau vergiftet hat, um ihr Geld zu erben. — Er wurde eingezogen und ihm geschah im März d. J. in N..., was morgen dem Jarosinsky geschieht. — Da sind nun die Sparbacher und die Gadner und die Badner und die Mödlinger und die Brühler und sogar die Wiener hieher geeilt, um mich, die Braut des Gehängten, anzugaffen. — Ich aber habe ihnen Stand gehalten, ich bin ihnen nicht ausgewichen, ich habe ihnen erzält von dem jämmer-

lichen Menschen; ich habe ihnen gesagt, ich machte mir nichts daraus, daß er dieses Ende nimmt, er habe es schon um mich verdient! Vielleicht hätte er mich auch umgebracht, sagte ich, und nannte ihn einen Dieb, einen Räuber, einen Mörder! „Sie macht sich nichts daraus!“ sagten die Leute. Sie merkten, daß ich mich nicht alterirte, und blieben weg. Auf Michäli heirate ich einen Chirurgen von Pottenstein; ich bekomme einen schönen Mann, einen sehr wolhabenden Mann, einen braven Mann, einen lieben Mann. Lachen Sie darüber, wenn der „Räuber“ dort ist, wo er hingehört, und „lassen Sie keine Traurigkeit spüren.“

Wir sind ja Leidensschwestern — erwiederte Therese. —

Was Leidensschwestern, entgegnete Dorothea; es gibt kein Leiden, wenn ein schändlicher Mensch untergeht.

Greifen Sie zu! setzte sie bei. Die Suppe ist vortrefflich, die Eierspeis ebenso gut. Das „Händel“ bring' ich sogleich. Seien Sie guten Muthes, Fräulein Krones. Es ist nie ein Unglück, wenn ein Schurke stirbt, desto mehr Raum haben die Rechtschaffenen auf der Welt!

Sie ging.

Es ist etwas ganz Eigenes um Lebensansichten und Erfahrungen aus dem Volke. Hätte der Krones dieselben Worte Jemand Anderer als ein Mädchen aus den unteren Classen gesagt, sie wären spurlos an ihrem Ohre vorüber gerauscht, so aber sagte sie ihr eine Person, die in einer ähnlichen Lage war, die ein gleiches Schicksal hatte und gefahrlos an den Klippen, an welchen ihr Glücksschiff hätte scheitern sollen, vorüber kam. Die Wirkung war eine höchst günstige; Therese

richtete sich auf und gestand sich, daß sie sich durch die Umstände zu sehr beugen ließ.

Sie hat recht, wendete sich Therese an Madeleine; das Mädchen hat vollkommen recht; ich hätte mich gleich nach dem ersten Schlage, den ich, dieses gräßlichen Mörders wegen, erdulden mußte, erheben, ich hättte sagen sollen: Was will die Welt von mir, daß sie mich so schändlich zu demüthigen sich erlaubt. — Ich hätte auch bei Gericht weniger zerknirscht und vernichtet sein sollen. Daß ich mich von des Verruchten Geburt, von seiner Stellung, seinen Orden blenden ließ, das geht doch eigentlich Niemand etwas an, als mich, und hat mich hierüber Niemand zur Rechenschaft zu ziehen. Ich will es machen wie die Schwägerin des Wirthes, „wie die Braut des Gehängten", ich will der Welt so lange meine Flüche auf den Uebelthäter ins Angesicht schleudern, bis sie es überdrüssig und die schauderhafte Geschichte ihr gleichgiltig wird.

Dann will ich lachen, wenn sie mir erzälen, wie verstockt oder reumüthig, beherzt oder kleinlaut er geendet. Man soll auch von mir sagen: „sie macht sich nichts daraus!" Die Schadenfreude hat dann ein Ende und ich finde Ruhe.

Mechanisch setzte sich Krones an den Tisch, aß und trank und begab sich dann zur Ruhe.

Am andern Morgen, — der Sturm im Herzen der Krones war zum Schweigen gebracht, das Unwetter von Außen hatte nachgelassen, ein schöner, heiterer, sonniger Tag begann, — schickte sich Therese an, Marie, die sogenannte falsche Krones, ihre Nachbarin, zu besuchen, und sich dieser gefaßt und beherzt zu zeigen; allein Dorothea hatte bereits geplaudert, und Marie kam Theresen zuvor und lud sie zum Frühstücke ein.

Als sich beide Freundinnen in den Armen lagen und sich des Wiedersehens freuten, rief Marie aus:

Während Sie nach Sparbach fuhren, ging ein Brief von Sparbach an Sie nach Wien. Mein Gatte und ich trugen Ihnen in diesem Briefe unsere stille Wohnung zur Zufluchtsstätte an. Unser Einladungsschreiben müssen Sie, wenn Sie nach Wien zurückkehren, finden; Sie können sich also die Freude denken, die wir empfanden, als wir erfuhren, daß Sie gleichsam Ihr Genius zu uns gebracht.

Sie bleiben nun hier. Wir lassen Sie nicht mehr fort. Wir kennen Ihre Gemüthsleiden genau und wissen, daß Sie der Erholung bedürfen. Möge man in Wien ohne Sie Komödie spielen; möge der unbarmherzige Theil der Wiener, der Sie so unerbittlich verfolgt, seinen Zorn erst dämpfen lassen; mögen Sie, was uns das Liebste wäre, sich nicht länger mehr dem Theater widmen, und Sie bei uns immer bleiben; dem Himmel sei Dank! wir sind reich; mein Gatte und ich wollen für Sie sorgen wie für eine Schwester.

Krones war über diese herzliche Theilnahme so gerührt, daß sie Marien aufs Neue in die Arme fiel und Thränen der Liebe und Dankbarkeit weinte.

Beide gingen zu Mariens Gatten. Dieser war eben so liebenswürdig. Es wurde nun schnell ein Plan gemacht, was zu geschehen habe. Es wurde beschlossen, für die nächsten Tage Sparbach zu verlassen und eine kleine Reise nach Gutenstein, wo Raimund so gerne weilte, nach dem Höllenthale und endlich nach der Reichenau anzutreten.

Dort, sagte Mariens Gatte, treffen wir keine Personen, die unverschuldetes Unglück nachtragen; von der Reichenau begeben wir uns nach Maria Zell; in Maria Zell, Therese, erheben Sie Ihr Herz zur Gnaden-Mutter. Noch

nie ist ein gläubiges Gemüth von ihr ohne Erhörung, nie ein krankes Herz ohne Genesung zurückgekehrt.

Die Reise wurde schnell begonnen. Um sieben Uhr morgens saßen bereits vier Personen, Marie, ihr Gatte, Therese und Madeleine in einer bequemen Kalesche, und begaben sich auf den Weg nach Gutenstein.

* * *

An demselben Tage aber, um 2 Uhr morgens, hörte der Priester, welcher Jarosinsky zur Richtstätte begleitete, denselben bereits mit der Wache sprechen.

So leidend der Priester war, so raffte er sich doch von seinem Lager auf und ermahnte den Unglücklichen, sich doch nur ein paar Stunden Schlaf zu gönnen.

Schlafen Sie, geistlicher Herr, Sie bedürfen des Schlafes mehr als ich, entgegnete Jarosinsky, Sie sind krank, sehr krank; ich bin an Ihrer Krankheit Schuld, und Sie werden noch kränker werden, wenn Sie sich nicht schonen.

Der Priester, wirklich an Kräften sehr herabgekommen, verfügte sich in sein Zimmer, befahl aber dem Gefangenwärter und den Wachen, mit Severin jedes Gespräch zu vermeiden, um ihm vielleicht doch zu einem Schlummer, wenn auch nur auf wenige Stunden, zu verhelfen.

Jarosinsky streckte sich auf sein Bett, und wirklich behauptete die Natur bald ihre Rechte, und er schlief bis nach ein Viertel auf vier Uhr.

Da schreckte er plötzlich vom Lager auf. Ein entsetzlicher Traum quälte ihn. Er setzte sich an den Tisch, auf welchem ein Crucifix und zwei Töpfe mit Blumen standen, er betete, dann stützte er den Kopf auf seine Arme. Die Arme aber versagten ihm den Dienst und er warf sich neuerdings auf sein Lager.

Um halb fünf Uhr raffte er sich wieder auf und rief:

„Ich lasse meinen Geistlichen bitten, zu mir zu kommen!“

Der Priester erschien in derselben Minute.

Ich bitte meine Beichte anzuhören! sagte Jarosinsky.

Nur kurze Zeit haben Sie Geduld, erwiederte der Priester. Der Kirchendiener ist noch nicht hier.

Allein Jarosinsky ruhte nicht, bis die Kirche geöffnet und alle Kerzen angezündet waren.

Hierauf beichtete Severin. Er weinte unaufhörlich. Nach der Beichte sagte er:

Ich bitte, Euer Hochwürden, an meine Familie zu schreiben. Ich bitte Sie kniefällig um diesen Liebesdienst! Ich ersuche Sie, meine Frau, meine Kinder, meine Mutter in meinem Namen um Verzeihung, meiner Unthat wegen, zu bitten und beizusetzen, daß mir meine Gattin nicht fluchen möge! Oft und schwer habe ich sie beleidigt und gekränkt, ich habe ihr zahllosen Kummer bereitet; ich lasse sie um Gottes und des gekreuzigten Heilandes willen bitten, mir nicht zu fluchen. — Sie möge mir vergeben, so wie ich hoffe, daß mir der Allmächtige vergeben werde!

Nehmen Sie diesen Kuß, fuhr Jarosinsky fort, diesen Kuß für meine Kinder! — Er ist der Kuß eines Vaters, der zwar seine Vaterpflichten vergaß, der bald am Hochgerichte stehend, seine Kinder nicht segnen kann; was nützte auch der Segen eines Verbrechers, der Segen, mit einer Hand gegeben, welche den Mordstahl zückte! Aber segnen Sie, geistlicher Herr, meine Kinder; Ihr Segen wird sie erheben, erbauen, Ihr Segen wird ein heiliger Segen sein! —

Heftiges Weinen erstickte seine Stimme.

Bringen Sie meinen Kindern den letzten Wunsch ihres sterbenden Vaters: Ich lasse sie bitten, sie möchten meine Abschiedsworte nicht vergessen!

Meine Abschiedsworte bestehen darin: „Kinder, zügelt schon in der frühesten Jugend eure Leidenschaften!"

„Kinder, vergeudet eure Kräfte und eure Zeit nicht mit thörichten Dingen!"

„Kinder, bekämpft jede böse Neigung, die Neigung zum Müssiggange, die Neigung zum Spiele, zur Verschwendung; seid nie prunksüchtig, und vor Allem bekämpft Hochmuth und Stolz!"

Meiner Mutter! meiner armen Mutter — fuhr Severin fort.

Hier schluchzte er laut auf. —

„Meiner Mutter schreiben Sie — doch ich kann nicht sagen, was Sie ihr schreiben sollen. Schreiben Sie, was Ihnen Ihr Herz eingibt; Sie waren ein guter Sohn, das weiß ich, Sie verstehen es, an eine Mutter in den ergreifendsten Ausdrücken zu schreiben. Meine Mutter wird zwar meinen schimpflichen Tod nicht lange überleben; doch so lange es Gott gefällt, sie dieser Welt zu erhalten, möge sie an meine Reue denken; Jenseits! Jenseits will ich sie selbst um Verzeihung bitten!"

Nach diesen den Priester tief rührenden Worten begann die Messe.

Als der Geistliche an den Altar trat, kniete Severin nieder, und betete demüthig und voll Andacht.

Während der Messe communicirte er, und nach Beendigung derselben begaben sich der Priester und Severin in das Aussetzzimmer zurück.

Das Geschrei des versammelten Volkes, die Stimmen der Wachen, die, um Ordnung zu halten, laut

ertönten, das Drängen der Massen und die Angstrufe derjenigen, die im Gewoge gedrückt, gestoßen, getreten wurden, dies war Alles so gewaltig, so unheimlich, daß Jarosinsky davor erbebte.

Was ist das für ein schauderhafter Lärm? fragte er, welch ein furchtbares Toben schlägt an mein Ohr?

Es ist das Volk, das sich vor dem Gerichtshause versammelt hat, Sie zu sehen. —

Mein Gott! mein Gott! seufzte Jarosinsky, ganz Wien wird auf den Beinen sein, um dem Mörder zu fluchen und ihn zu beschimpfen.

Beschimpfen wird Sie Niemand, und Ihnen fluchen, wenn Sie reumüthig zum Tode gehen, gewiß eben so wenig!

Hören Sie das wilde Getöse! diese tausend und abermal tausend Stimmen, sie tönen wie ein rasendes Geheul. —

Unter diesem wilden Geheul wird Ihre Stimme um Barmherzigkeit bei dem Allmächtigen nicht verhallen!

Jarosinsky betete nun laut und bat Gott um Gnade.

Der Geistliche bereitete sich zur letzten Reise mit dem Delinquenten vor.

Er steckte ein Fläschchen Hoffmanns-Tropfen zu sich, um, falls Severin plötzlich eine Ohnmacht anwandeln sollte, ihm hilfreich beistehen zu können.

Severin verhielt sich sehr ruhig.

Er zeigte sich sogar gefaßt, und bat den Priester, den letzten Gang beschleunigen zu lassen.

Ich beschwöre Sie, hochwürdiger Herr, anzuordnen, daß ich schon jetzt zum Richtplatze geführt werde. Warum zögert man so sehr?

Es ist noch nicht sieben Uhr, erwiederte der Geistliche.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr des Gefangenhauses die siebente Stunde.

Die drei verhängnißvollen Schläge an die Thür des Aussetzzimmers ertönten.

Der Unterrichter und Criminalgerichts-Commissär, schwarz gekleidet, traten herein.

Ihre Stunde hat geschlagen, sprach der Unterrichter. Das Gericht fordert Sie auf, mir zu folgen und die Ihnen bekannte Strafe zu erleiden.

Ich bin bereit, sprach Jarosinsky mit überraschender Fassung. Ich wünsche aber noch eine Wegzehrung! Wer bringt mir Schnaps?

Ein Glas Schnaps wurde gebracht.

Jarosinsky fiel dem Gefangenwärter in die Arme; er packte den Mann, der ihm die zwölf Stockstreiche zugezählt hatte, beim Kopfe und küßte ihn; er faßte die sogenannten „Stöckelknechte", er drückte dem Polizei-Feldwebel, dem Polizei-Corporalen und jedem der ihn umgebenden Polizei-Soldaten die Hand.

Lebt wol, sprach er, lebt Alle wol! —

Jarosinsky befürchtete weich zu werden und brach schnell ab. Hierauf ergriff er das Glas mit Schnaps und stürzte es hinunter, stieß es aber auch so heftig auf den Tisch, daß es in Stücke brach.

Der Geistliche nahm ihn nun unter den Arm und führte ihn an die Thüre.

Ich werde Ihnen beweisen, hochwürdiger Herr, daß ich standhaft sein kann, sagte Jarosinsky.

Ich wünsche es, versetzte der Priester; glaube es aber nicht, sprach der Seelsorger leise zu dem Gerichts-Commissär.

Der Geistliche, der Gerichts-Commissär und Jarosinsky gingen nun über die Stiege, auf deren letz-

ter Stufe dem Delinquenten die Eisen, welche ihm seit der vorletzten Beichte wieder angelegt waren, abgenommen wurden.

Nun öffnete man beide Flügel des Criminalgerichtshauses.

Als Jarosinsky die ungeheuere Masse von Menschen erblickte und das entsetzliche Geschrei derselben hörte, fuhr er scheu zurück. —

Als nun erst die Henkersknechte auf ihn zukamen und ihre infamirenden Stricke um seine Arme schlangen, und ihn wie ein wildes Thier fesselten, sank er in die Knie.

Seine Kraft wich; er verlor sein Bewußtsein.

Der Geistliche sprach ihm zu.

Jarosinsky kam nach einigen Minuten zu sich, erhob sich und sprang auf den gräßlichen Wagen. Da geschah es, daß er sich auf den Platz, der dem Geistlichen angewiesen war, setzte.

Der Gefangenwärter sagte ihm, er müsse zurück sitzen; er dürfe nicht das Gesicht nach den Pferden richten.

Jarosinsky begab sich auf den „Armen-Sündersitz", die Henkersknechte postirten sich hinter ihm, faßten die Enden der Stricke, mit welchen sie ihn gebunden, straff an, und behandelten ihn wie ein Schlachtthier, das man nicht mehr von der Leine läßt.

Dessen ungeachtet schwankte der Unglückliche so heftig hin und her, daß der Geistliche Jarosinsky's Füsse zwischen die seinigen klemmen mußte, sonst wäre derselbe trotz der Henkersknechte, vom Wagen gestürzt. Die Menschen, welche den Verurtheilten auf dem Galgenwagen vorüberfahren sahen, glaubten, derselbe sei betrunken. Dies war aber nicht der Fall.

Während des Fahrens versuchte Jarosinsky zu sprechen, der Priester verstand ihn jedoch nicht. Ja-

rosinskys Mundmuskeln schienen gelähmt und Geifer entfloß seinen Lippen.

Der Priester wollte ihm mit einem Taschentuche zu Hülfe kommen.

Jarosinsky beabsichtigte dasselbe.

Er griff nach seinem Taschentuche. Durch das Schaukeln des Wagens flog das Taschentuch aus dem Wagen.

Dies geschah in der Kärntnerstraße, an der Ausmündung der Gasse, in welcher Jarosinsky den Mord verübte.

Aus dem Gedränge der Leute, welche sich an der Johannisgasse befanden, trat ein Mann heraus, hob das Taschentuch von der Erde auf und überreichte es dem Geistlichen.

Der Geistliche wies dieses Tuch zurück. Es war ganz mit Gassenkoth besudelt, da es in der vorhergegangenen Nacht stark geregnet hatte.

Der Finder des Tuches behielt nun dasselbe.

An demselben Vormittage verkaufte er das Taschentuch einem Engländer, der im Hotel zum Erzherzog Karl wohnte, für fünfzehn Gulden!

Mittlerweile hatte Severin, dessen rechte Hand der Seelsorger in der seinigen hielt, mit der linken Hand sein Halstuch aufgeknüpft, welches er ebenfalls, als er damit zu Stande gekommen, aus dem Wagen warf.

Vor dem Kärntnerthore angelangt, riß er auf einmal die Augen, die er bisher immer niedergeschlagen hatte, weit auf. Sein finsteres Gesicht erheiterte sich, und er rief mit lauter Stimme:

Da kommt eine Hofequipage, welche mir Pardon bringt!

Es war ein Fiaker, welcher den Criminalrath Carhan führte.

Bei der Paulaner-Kirche angekommen, ermahnte

ihn sein geistlicher Begleiter, keinem thörichten Gedanken nachzuhängen, und hier in der Nähe der Kirche zu beten.

Jarosinsky dachte aber nur daran, daß ihm endlich doch Begnadigung zu Theil werden müsse. Er sprach:

Da kommt ein Stabsofficier! Dieser bringt mir sicher Pardon!

Es war ein Militär-Feldarzt.

Außer der Matzleinsdorfer-Linie ritten zwei kaiserliche Reitknechte schnell an dem gräßlichen Zuge vorüber.

Der Anblick der kaiserlichen Livrée bestärkte Severin noch mehr in dem Gedanken, die kaiserlichen Reitknechte brächten Pardon!

Diese Hofbedienten bringen den Befehl, mich an Rußland auszuliefern! sagte er.

„Ich ermahne Sie noch einmal," erwiederte der Beichtvater, „keinem thörichten Gedanken Raum zu geben, und Ihr Herz dem Allmächtigen zuzuwenden."

Ich muß an die russische Regierung ausgeliefert werden! entgegnete Jarosinsky, man wird es nicht wagen, mich mit dem Tode zu bestrafen, da ich kein österreichischer Unterthan bin.

Die Gesetze machen keine Ausnahme. Wo das Verbrechen begangen wird, dort wird es auch bestraft!

Unter dem Hochgerichte angekommen, zeigte er in dem Augenblicke, als ihn die Henkersknechte ergreifen wollten, eine furchtbare Aufregung.

Geistlicher Herr! rief er, retten Sie mich aus den Händen dieser Scheusale!

Er fuhr bei diesen Worten so heftig zurück, daß er sich gewaltsam an die Galgensäule stieß, die er aus Angst nicht bemerkt hatte.

„Erdulden Sie Ihr Los standhaft," rief ihm der Priester zu: „Ergeben Sie sich in den Willen des Gesetzes; versöhnen Sie sich mit der Welt, die Sie durch Ihr Verbrechen so schwer beleidigten, bereiten Sie sich für Jenseits vor, um als ein reuiger Sünder in die Ewigkeit einzugehen!"

Auf diese Worte ermannte sich Jarosinsky wieder. Er schritt mit festem Fuße dem Galgen zu.

Dort ließ er sich ruhig binden und sagte kein Wort, als ihm die Hände und die Arme fest zusammen geschnürt und straff angezogen wurden.

Auch jetzt glaubte er noch, mit der Todesangst werde es abgethan sein, und nun ganz gewiß „Pardon" verkündigt werden.

Jarosinsky, dem man eine breite Gurte mit einem eisernen Karabiner um den Leib geschnallt und einen Strick daran befestigt hatte, um ihn zum Querbalken des zweibeinigen Todeswerkzeuges aufzuziehen, stand noch festen Fußes auf dem Boden.

Die Galgenwinde wurde gedreht und Jarosinsky's Haupt erschien in der Nähe des verhängnißvollen Balkens.

Der Scharfrichter schlang den Strick um seinen Hals. Nun sah Jarosinsky, daß sein Tod beschlossen sei.

Er lästerte auf die empörendste Weise die Gesetze, aber vielleicht nur einige Secunden.

Der Scharfrichter winkte seinen Gesellen.

Der Todesact trat ein.

Jarosinsky war nicht mehr.

Der Priester trat unter das Volk und hielt eine ergreifende Rede. — Er sprach von der Macht der Leidenschaften. Er ermahnte die Eltern, in ihren Kindern jeden sündhaften Gedanken zu ersticken und gut zu beherzigen, wie tief selbst ein Mensch aus den bessern

Ständen sinken könne, wenn er seine Begierden nicht zu zügeln, seiner bösen Neigungen und Gelüste nicht Herr zu werden vermöge.

Leider wurde diese gehaltvolle, ergreifende Rede des geistvollen Priesters nicht gedruckt.

An dem Tage, an welchem die Execution Jarosinsky's statt fand, arbeiteten 300,000 Menschen nichts.

Die Fabriken und Werkstätten blieben leer, Männer, Weiber, Kinder, Greise füllten die Straßen und wallten zur Richtstätte hinaus.

Nachdem der Verbrecher an demselben Abende unter dem Galgen begraben worden war und die Menschen in ihre Wohnbezirke zurück wanderten, gingen sie noch nicht in ihre Häuser. Es mußte noch in den Schenken von Jarosinsky gesprochen werden bis in die tiefe Nacht. Am andern Tage setzten sie die Galgennummern Jarosinsky's: 7, 11, 34 in die Lotterie.

Sehr gute Geschäfte machten an jenem Tage die Würstel- und Branntweinverkäufer unter dem Galgen. Man will wissen, daß damals 300,000 Würstel, eben so viele Semmel und gewiß 100,000 Gläser Schnaps consumirt wurden.

Sechs hundert Fiaker führten den Pöbel in Federhüten auf den Richtplatz. Wie viele sogenannte Steirer- und andere Wagen sich hier versammelten, läßt sich nicht angeben. Die Linienmauth hat in hundert Jahren nicht so viel Geld eingenommen, und wird in wieder hundert Jahren nicht so viel Geld an einem Tage erhalten.

Wir sprachen von dem „Pöbel in Federhüten". Darunter verstehen wir gewisse Damen, welche die Weiblichkeit so sehr bei Seite setzen, daß sie, einen Menschen hängen zu sehen, zu den Ergötz-

lichkeiten rechnen, und in Fiakern zum Richtplatze fahren, wie zu einer Landpartie.

Auch das Leopoldstädter Theater lieferte sein Contingent zu dem Pöbel in Federhüten. An die Spitze desselben stellte sich eine kleine, schwarze, ehemalige Tänzerin, welcher es einfiel, auch Schauspielerin sein zu wollen, und die Krones copirte. Sie war aber wirklich nur der Affe der Krones.

Trotz dem, daß diese kleine, schwarze, ehemalige Tänzerin, ohne die Krones zu copiren, nie eine Schauspielerin, wenn auch eine noch so schlechte, hätte werden können, so haßte sie doch ihr Vorbild.

Jarosinsky's unglückliche Geschichte und Thereseus Demüthigung war Labsal für die kleine schwarze Hexe.

„Den Jarosinsky mußte sie hängen sehen," um Abends in der Garderobe des Theaters mit allen hämischen Bemerkungen davon erzälen zu können. Sie mietete sich zu diesem Zwecke ein Fiaker-Pirutsch und fuhr damit hinaus zum Galgen.

In dem Momente der Hinrichtung stand sie in ihrem Wagen auf und sah mit einem Perspective nach dem Unglücklichen.

Keine seiner Mienen entging ihr; jede Zuckung betrachtete sie mit gierigen Blicken.

Sie sah den stolzen Geliebten ihrer Feindin, der sie verschmäht hatte, sterben.

Sie triumfirte.

Was sie zu gleichgesinnten Menschen sprach, damit werden wir die Leser verschonen.

Es war arg, denn Ignaz Schuster, dem sie bei ihrer Rückkunft vom Galgen unter höllischem Hohngelächter rapportirte, erwiederte ihr:

So sprechen Sie von einer Collegin? — Doch, was nenne ich Sie eine Collegin der Krones! Mit

Ihrer Bildung, Ihrem Charakter, Ihrem Herzen wären Sie ja besser eine Collegin Jarosinsky's, als der Krones, zu nennen. — Ich bedaure Sie!

Vierzehntes Capitel.

In Maria-Zell fand Therese, was jedes gläubige Christenherz am Altare der Gnadenmuter finden muß, volle Ruhe für ihr aufgeregtes Herz, Vertrauen zu sich selbst, die höchste Stärkung nach so schmerzlichen Leiden und die Aussicht auf die baldige Beendigung ihrer bisherigen Kümmernisse und ihres Grames.

Maria-Zell wird besonders im August und bis Mitte September jeden Jahres von zahllosen Pilgern besucht, welche sich keiner Procession anschließen, sondern allein oder in kleinen Gesellschaften kommen, um in der heiligen Kirche daselbst ihre Herzen zu dem gebenedeiten Bilde zu erheben.

Therese kniete täglich in den Morgenstunden vor dem Altare und betete daselbst so innig und so demüthig, daß alle die frommen Christen, die neben ihr knieeten, von ihrer tiefgefühlten Andacht erbaut wurden.

Am dritten Tage, wenig Stunden vor ihrer Abreise, bemerkte sie in einiger Entfernung von ihr einen jungen Mann, in Trauerkleidern, sein Auge mit Thränen benetzt, seine Züge von Schmerz erfüllt, seine bebenden Lippen zu einem heißen Gebete bewegend.

Seine innige Andacht erfreute Therese und sie dachte:

Den hat auch sein Kummer hieher gebracht; er betet wahrscheinlich für den Seelenfrieden einer theuern Mutter oder eines unvergeßlichen Vaters. Auch Du

wirst hier Trost finden! sagte sie, stand auf von den Marmorplatten, auf welche sie hingesunken war, und schickte sich an, die Kirche zu verlassen.

Da erhob sich auch der junge Mann, und eilte nach der Pforte der Wallfahrtskirche.

Krones blickte ihm ins Gesicht und erkannte in ihm — Stephan.

Vor der Kirche blieb Stephan stehen, auch er hatte Therese erkannt. Er eilte zu ihr hin und grüßte sie herzlich.

Stephan, Sie hier? redete ihn Krones an, und allein, und in Trauerkleidern, — was ist geschehen? haben Sie Ihre Mutter oder Ihren Vater verloren?

Ich habe meine Frau durch den Tod verloren, sprach er; ein Schlagfluß hat ihrem Leben schnell ein Ende gemacht. Ich befinde mich hier auf einer Reise nach Agram, ich erfülle, was meine Frau mir, in ihrem Testamente, zur Pflicht gemacht. Heute noch verlasse ich Maria-Zell, um meine Geburtsstadt zu meinem künftigen bleibenden Aufenthaltsorte zu erwählen?

Wie? Sie sind Witwer geworden?

Ja, und ein reicher Witwer, denn meine Frau hat mir ihr ganzes Vermögen vermacht, aber unter der Bedingung, daß ich die Häuser, die sie besessen, nie verkaufe, und in Wien nicht länger als alle Jahre zwei Mal, zur Zinszeit, und da stets nur acht Tage verweile, dann aber, wenn ich wieder heiraten sollte, nur eine Agramerin wählen darf.

Ich begreife; das soll heißen: Es dürfe Ihnen nicht einfallen, mir etwa Ihre Hand wieder einmal anzubieten, antwortete Therese. —

Es würde mir auch nicht einfallen, versetzte Stephan treuherzig. Sie denken wol auch zu billig, mir es übel zu deuten.

Gewiß nicht! Ich werde nie heiraten, entgegnete Therese, dieses Gelübde habe ich vor der Mutter unseres Heilandes abgelegt, nachdem ich mir es schon längst zugeschworen.

Ich begleite Sie, erwiederte Stephan, Sie sind doch nicht allein in Maria-Zell?

Ich bin mit Marien und ihrem Gatten hier; wir wohnen im Posthause; Marie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen.

Das Posthaus liegt ganz nahe an der Kirche.

Therese und Stephan traten bei Marien ein.

Es war ein freudiger Moment des Wiedersehens.

Tausend Fragen wurden an Stephan gestellt.

Er war mit der Post directe von Wien nach Maria-Zell gereist, daher im Besitze der neuesten Wiener Neuigkeiten.

Stephan hütete sich jedoch sehr, auch nur ein Wort von Jarosinsky zu sprechen. Er sprach nur von seiner Frau. Er erwähnte, wie sie, von einer auffallenden Ahnung getrieben, 14 Tage vor ihrem Tode durch einen Advocaten ihr Testament hatte abfassen lassen und mit eigener Hand dazu geschrieben, was geschehen solle, wenn Stephan in Wien bleiben und nicht nach Agram übersiedeln, und eine Andere — als eine, die in Agram geboren, heiraten würde.

Und was würde da geschehen? fragte Marie.

Das ganze Vermögen, das meine Frau besaß, fiele dann einem ganz fremden Manne, dem Testaments-Executor, dem Verfasser des Testaments, einem zwar ohnehin reichen, aber geizigen Manne zu. Sie können nun denken, wie dieser mich überwachen lassen wird, damit meine Erbschaft in seinen Besitz kommt. Meine Frau hat aber auch zwei Legate bestimmt. Das erste Legat erhalten Sie, Fräulein Krones, und zwar —

Ich? Ich? Wie komme ich dazu? —

Ich weiß es nicht.

Frau von Oblevits wollte Sie vielleicht für den Verlust entschädigen, den Sie durch die Unmöglichkeit, Stephan je heiraten zu können, erleiden müssen, bemerkte Mariens Gatte.

Ich verzichte, rief Therese hastig, ich verzichte auf dieses Legat, und wenn ich die größten Summen zu erwarten hätte. Hören Sie, Stephan, ich verzichte auf Alles. Ich habe die glänzenden Anträge, die Ihre Eltern und Ihre Verwandten mir gemacht, zurückgewiesen, — Geld, Geld von Ihnen und aus Ihrer Hand wollte ich nie annehmen, ich nehme es auch nicht von Ihrer Frau. — Sprechen Sie nicht weiter von diesem Legate.

Es ist von keinem Gelde die Rede, versetzte Stephan. Meine Frau hat Ihnen kein Geld, sie hat Ihnen ihr gesammtes Silber als Legat bestimmt.

Das ist viel! Ich kenne das gesammte Silber Ihrer seligen Gattin. Nein, das gehört Ihrer künftigen Frau — oder — fuhr Krones freudig auf — wenn es so ist, daß ich dieses werthvolle Silber erben soll, so überliefern Sie dasselbe der Kirche zu Maria-Zell.

Diese hat meine Frau ohnehin reichlich bedacht; ihre kostbaren Perlen, ihre Brillanten, ihren gesammten Schmuck hat sie der Kirche der heiligen Gottes-Mutter gewidmet. Sie hat mich beauftragt, diese Schätze hier zu übergeben. Dies ist auch der Zweck meiner Reise hieher. — Sehen Sie hier diese Bestätigung von der hochwürdigen Geistlichkeit. Lesen Sie hier das Dankschreiben, welches mir ausgestellt wurde.

Lassen Sie das mir bestimmte Legat dazu schreiben.

Bedenken Sie — wendete Stephan ein, was Sie thun. —

Ich habe nichts zu bedenken – schaffen Sie mir die Abschrift von dem Testamente, und ich will gleich selbst.—

Hier ist das Original, versetzte Stephan. —

Krones warf einen Blick hinein:

„Fünftens," las sie, „soll Therese Krones zum Zeichen, daß ich ohne Groll im Herzen aus dieser Welt scheide, mein gesammtes Silber im Gewichte von einem Centner und 48 Pfund als ihr volles Eigenthum erhalten."

Die edle Frau! rief Therese aus. Sie hat keinen Groll gegen mich hinüber genommen. Eine neue Beruhigung für mich, aber ich will ihr an guter Gesinnung nicht nachstehen, doch dieses Geschenk cedire ich der Kirche. Stephan, wir verfügen uns nach Tische sogleich in die hiesige Amtskanzlei, und ich unterschreibe zu diesem Ende eine rechtsgiltige Cession mit den gehörigen Zeugen.

Vortrefflich! rief Mariens Gatte aus, das ist eine Gott und den Menschen wolgefällige Handlung.

Es sei! sagte Stephan. Ich füge mich Ihrem Willen.

Und das zweite Legat? fragte Marie etwas neugierig.

Das zweite Legat besteht aus fünfzehn tausend Gulden CM. Doch wer es erhält, werden Sie nicht errathen.

Wie wäre dies auch möglich, kenne ich doch nicht alle Freunde ihrer Seligen — erwiederte Therese.

Die fünfzehn tausend Gulden CM. erhält Zeindlmeyer, der alte Handlungsdiener des geizigen Kaufmanns Nosch in der Leopoldstadt. Ich hatte meiner Frau oft erzält, daß er mir zugeredet, gegen meine Frau über die Art und Weise, wie sie mich zur Verehelichung brachte, nicht Klage zu führen, noch auf Scheidung zu dringen, sondern zu ihr zurück zu kehren, und beisetzte: ich würde durch sie glücklich werden. Dies

wollte meine Gattin belohnen. Außerdem hat sie angeordnet, daß ich Zeindlmeyer mit nach Agram nehme, dort ein Materialgeschäft gründe, und diesen ehrlichen Mann lebenslang bei mir behalte. —

Wo ist Herr Zeindlmeyer? Noch in Wien?

Nein, ebenfalls hier in Maria-Zell, aber von der Reise und seinem ewigen Husten so angegriffen, daß er sich hier in Maria-Zell pflegen muß, sonst bringe ich ihn todtkrank nach Agram.

Ihre Eltern, Stephan, Ihre Eltern? fragte Therese. — Wie befinden sich diese?

Sie sind Beide wol, bereits auch durch eine eigene Staffette von dem Tode meiner Frau, von meiner Erbschaft und meiner baldigen Ankunft unterrichtet. Sie können sich die Herzensfreude denken, die sie empfinden. —

O Gott, ja! Auch ich will meinem Vater eine solche Freude machen. Sobald ich wieder in Wien eintreffe, lasse ich ihn kommen. Ich bedarf seines Segens. Glücklich kann man ja doch nur werden, wenn man seine Eltern ehrt. Auch mein Bruder soll nach Wien kommen. Ich will für ihn und seine Kinder sorgen.

Und Sie, Herr Oblevits, fragte Marie, auf welche Schöne in Agram werden Sie Ihr Auge werfen? Die Wahl wird schwer werden, denn die Agramerinnen, welche des Rufes sich erfreuen, schön und reizend zu sein, werden ihre Netze auswerfen, um den reichen, liebenswürdigen, wienerisirten Agramer zu besitzen.

Ein Jahr hindurch werde ich Witwer bleiben, dies bin ich meiner seligen Gattin schuldig, die ich stets ehren und ihrer dankbar gedenken werde, aber nach einem Jahre heirate ich, ohne auf Geld und etwa auf andere pecuniäre Vortheile zu rechnen.

Sie haben doch nicht etwa gar schon eine Wahl getroffen? fragte Marie abermals.

Ja, ich habe bereits eine Wahl getroffen; dem Mädchen, dem ich meine Hand reiche, bin ich schon lange verpflichtet.

Stephan! rief Therese scherzhaft aus. Schon lange? Sie werden doch nicht eine Geliebte in Agram gehabt haben, während Sie mir noch Ihre zärtlichen Gefühle widmeten?

In Agram nicht, aber in Wien, versetzte Stephan.

Sie erschrecken mich! Wie, auch Sie wären ein ganz gewöhnliches Exemplar von einem Manne?

Das nicht. So lange ich Sie anbetete, betete ich Sie wirklich und allein an; aber dessen ungeachtet eroberte ich ein Herz — ein Herz, das sich mir opferte.

Wer ist denn dieses Herz? Wie heißt denn dieses Herz? Das Herz, das sich Ihnen opferte? fragte Krones.

Dieses Herz ist das Herz des Stubenmädchens vom schwarzen Adler. Erinnern Sie sich noch, als ich vor sechs Jahren nach Wien kam, war es dieses Mädchen, welches mir Liebe und Theilnahme schenkte. Meine Landsmännin war es, die mir so viele Güte und Aufmerksamkeit bewies, dieselbe, die sich, mir zu gefallen, Ihnen, als ich Sie später im Gasthofe in der Roßau traf, opferte, und die meine Frau gewaltsam aus Wien fortschaffen ließ und bis über die Grenze verfolgte. Dieses Mädchen heirate ich; dasselbe befindet sich jetzt in Agram bei seiner Mutter. Ich bin dem engelguten Wesen Genugthuung schuldig, ich heirate das Mädchen. Ist das nicht ehrlich, ja sogar meine Schuldigkeit?

Bravo, Stephan, das ist ehrenwerth, erwiederte Krones mit freudigem Tone. Wie Sie von diesem

Geschöpfe geliebt wurden, weiß ich am Besten. Ich selbst wollte damals eine Heirat zwischen Euch Beiden stiften. —

Ja, aber nur um mich loszubringen.

Keine Vorwürfe! antwortete Krones. — Und nun eine Frage. An welchem Tage reisten Sie von Wien ab?

Am 30. August, abends.

O wehe! rief Therese, und verhüllte sich das Gesicht.

Ich wollte Sie nicht daran erinnern, versetzte Stephan, aber Sie fragten, und ich platzte mit dem Datum heraus.

Was sprach man in Wien? Nannte man mich noch bei dieser entsetzlichen Geschichte?

Wenigstens mit keinem gehässigen Beisatze mehr.

Was ist noch geschehen? wendete sich Krones neuerdings an Stephan. Was hat sich noch ereignet, was ich etwa wissen darf und kann — ja, was ich wissen soll?

Des Unglücklichen Gattin ist in Wien angekommen. —

Um für ihn um Gnade zu bitten?

Nein, daran dachte sie nicht, es hätte ihr auch nichts genützt. — Sie soll eine ganz eigene, entschlossene Frau sein, mit einem völlig männlichen Character. — Sie ist gekommen, um ihres Mannes Schulden zu bezahlen; hat sie diese bezahlt, so reist sie wieder ab.

Krones versank in tiefes Nachdenken, dann sagte sie heftig:

Lassen wir die Cession meines Legats verfassen, dann reisen wir unverzüglich nach Wien. —

Stephan, seien Sie heute mein Gast. —

Nein, unser Gast! bemerkte Mariens Gatte.

Stephan, ich habe mit Ihnen noch viel zu sprechen, bemerkte Therese. Sie müssen mir noch Manches von der Gattin des — „ich will seinen Namen nie mehr nennen“ — erzälen. —

Ich weiß sehr wenig.

Doch! doch! Eine Auskunft werden Sie mir doch geben können, diese eine Auskunft, nur diese!

Fünfzehntes Capitel.

Jarosinsky's Gattin war nach Wien gereist. Sie unternahm diese Reise nicht, um für ihren unglücklichen Mann um Gnade zu bitten, sie reiste nach Wien, um seine Schulden zu bezahlen.

„Es soll Niemand, der ihm geborgt, Verlust erleiden,“ sprach der reiche Schwiegervater Jarosinsky's, „und die Summe, welche bestimmt war, ihn zu retten, hätte er durch sein entsetzliches Verbrechen nicht die Rettung vereitelt, soll wenigstens dazu dienen, seine Gläubiger zu befriedigen.“

Jarosinsky's Gattin kam vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung an. Sie wollte schon gegen Ende Februar in Wien eintreffen, da gelangte aber die Schreckenskunde in ihre Heimat, und vernichtet waren alle ihre Plane. Gram und Verzweiflung warfen sie und ihren alten Vater auf's Krankenlager.

Jarosinsky's Mutter tödtete ein Schlagfluß.

Wir müssen den Leser um mehrere Tage zurückführen. Die Scenen, welche wir hier schildern, ereigneten sich am 29., 30. August.

Jarosinsky wohnte, wie die Leser wissen, in der vorletzten Epoche seines Lebens auf dem Graben bei einem sehr ehrenwerthen Kaufmanne. Wir wollen diesen wackern Mann Flieder nennen.

Am Vormittage des 29. August um eilf Uhr ließ sich bei Flieder eine Dame melden.

Eine Dame will mich sprechen?

Eine Dame mit zwei Kindern, in deren Gefolge sich eine Kammerfrau und zwei Diener in polnischer Kleidung befinden, verlangt vorgelassen zu werden, antwortete der Bediente.

Laß sie eintreten.

Der Bediente öffnete die Thüre.

Frau von Jarosinsky trat mit ihren zwei Kindern und der Kammerfrau ein.

Frau von Jarosinsky wendete sich an den Herrn des Hauses mit den Worten:

Bei Ihnen hat Herr Severin von Jarosinsky gewohnt?

Ja, er war mein Mietsmann. Er hatte zwei Zimmer und ein Bedienten-Zimmer zu seiner Verfügung. —

Ist die Wohnung bezahlt?

Ja.

Sie haben ihm auch Geld geliehen?

Nie. Er war vielleicht zu stolz, mich um Geld anzusprechen.

Ich ersuche Sie, dieses Schreiben zu lesen.

Flieder erbrach dasselbe und sagte:

„Von meinem Freunde, dem Rathe Carhan!"

Flieder las:

Ich ersuche Euer Wolgeboren, die in Ihrem Hause durch die traurige Katastrofe des polnischen Edelmannes vacant gewordene Wohnung der Frau von Jarosinsky, Gattin Severins, ihren Kindern und ihrer Dienerschaft auf kurze Zeit einzuräumen — —

Flieder blickte über den Brief hinweg auf Frau von Jarosinsky, und betrachtete mit Wehmuth die

Kinder; Frau von Jarosinsky hielt diese Blicke ruhig aus.

Flieder las weiter:

Und Frau von Jarosinsky freundlich aufzunehmen.

Flieder verbeugte sich und sprach:

Diese Wohnung steht Ihnen zu Diensten, gnädige Frau.

Frau von Jarosinsky erwiederte nichts.

Flieder las weiter:

Und diese Dame vor allen Zudringlichen und Neugierigen zu schützen. —

Es wird Sie in meinem Hause Niemand incommodiren, Frau Gräfin. —

Ich bin keine Gräfin, antwortete Theofila.

Euer Gnaden haben eine glückliche Reise gehabt? fragte Flieder nach einer Pause.

Eine glückliche Reise, betonte Frau von Jarosinsky.

Sie wurde heftig bewegt und sagte schnell:

Da Sie gestatten, daß ich in Ihrem Hause mit meinen Kindern und meiner Dienerschaft bleiben dürfe, wofür ich jeden Preis, den Sie fordern, entrichten werde, so —

Welches ich aber nicht annehme, versetzte Flieder, da Ihr Herr Gemal schon im Jänner bis Ende September dieses Quartier bezahlt hat. —

So ersuche ich Sie, mir meine Zimmer anzuweisen, auch zu gestatten, daß ich mein Gepäcke aus dem Gasthofe, in welchem ich abgestiegen — (Frau von Jarosinsky stieg im Gasthofe zum „Wolfen“ am alten Fleischmarkte ab) — hieher bringen lassen dürfe. —

Das versteht sich! erwiederte Flieder.

Wo befinden sich meine Zimmer?

Wenn Euer Gnaden durch dieses Cabinet sich bemühen (er öffnete eine kleine Thüre und ließ Theofila hineinblicken), so kommen Sie in das erste Zimmer.

Sie wollte eintreten; plötzlich blieb sie stehen und sagte:

Der Diener meines Gatten, befindet er sich noch in Ihrem Hause?

Er ist erst seit Kurzem wieder in Freiheit gesetzt worden. Er hat mich ersucht, ihn so lange in seiner Stube zu belassen, bis er Gelegenheit finde, in seine Heimat reisen zu können. Ich habe es bewilligt. —

Dafür danke ich Ihnen, erwiederte Theofila. Ich werde Jazeck mit mir nehmen.

Frau von Jarosinsky neigte ein wenig das Haupt, und ging mit ihren Kindern und der Kammerfrau ernst und ruhig in die ihr angewiesenen Zimmer.

Das ist eine merkwürdige Frau, sprach Flieder für sich. Ihr Mann stirbt morgen am Hochgerichte, und sie thut gerade so, als wenn er sie nichts anginge! — Sie sieht auch nicht sonderlich betrübt aus, sie weint nicht, und da gäbe es doch viel zu weinen! sie zeigt auch keine Gemüthsbewegung! Sie imponirt blos! — Sie hat abgeschlossen mit der Welt, und über den Gatten wahrscheinlich selbst den Stab gebrochen.

Plötzlich stürzte Jazeck in das Zimmer Flieders.

Flieder rief ihm entgegen:

Er kommt wie gerufen!

Ich Gott danken! versetzte Jazeck; meine Gräfin hier? Wo? Wo?

Da drin ist sie! Sie wird hier wohnen.

Ich hinein eilen zu ihr; ihr zu Füssen fallen. —

Nur eine Frage? Sie selbst sagte: „Ich bin keine Gräfin,“ und Er nennt sie doch Gräfin.

Sie nie es hören wollen, aber Herr so wollen! O, meine gnädige Gräfin! Jazeck hier sein!

Jazeck wollte in das Cabinet, da trat ihm Theofila entgegen. —

Jazeck stürzte ihr zu Füssen und rief mit Thränen in den Augen:

O welch ein Glück!

Dann setzte er mit bewegter Stimme hinzu:

O, meine gnädige Herrin! meine Gebieterin! O Gott! o Gott! Jazeck müssen weinen!

Frau von Jarosinsky wendete sich an Flieder:

Wollen Sie mich wol mit diesem Manne einige Augenblicke allein lassen?

Sie wünschen es? ich entferne mich!

Flieder sprach im Abgehen für sich:

Eine seltsame Frau! Ihr Mund bittet und ihre Augen befehlen! Eine solche Erscheinung ist mir noch nicht vorgekommen.

Er verneigte sich, warf aber noch einen Blick auf die Frau und den vor ihr im Staube liegenden Bedienten.

Frau von Jarosinsky befahl jetzt Jazeck aufzustehen.

Er gehorchte.

Ich habe mich selbst auf den Weg gemacht, sagte sie. — Hätte ich Deinen Brief nur acht Tage früher erhalten, so — wäre das Gräßliche nicht geschehen. —

Gräfin Alles wissen? —

Schon längst!

Auch, daß morgen? — Hu! — Er verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

Ich weiß Alles. Drei Posten von hier erzälten Passagiere: Es sei schon vorüber. —

Und Gräfin kehrten nicht sogleich wieder zurück?

Ich bin Mutter; die Kinder muß ich retten! —

Dies ist der Zweck meiner Reise. — Von Sibiriens langjähriger Verweisung wollte ich Severin befreien. Zwar hatte der Kaiser in die Scheidung gewilligt, und ich hätte Severin seinem Schicksale überlassen können, allein mein Vater wurde durch den Tod seines Bruders plötzlich Erbe einer Million, ich beschwor ihn wegen dieses Glücksfalles, den Act meiner Scheidung durch einen Act der Menschenliebe zu beschließen und dem Staate die veruntreuten Krongelder zu ersetzen, Severins Schulden zu tilgen und ihm zu einer Reise ins Ausland zu verhelfen. Severin hat mir vorgegriffen; ich habe jetzt nur an die Kinder zu denken. Er ist unrettbar verloren.

O mein Herr arm sein, sehr arm — armer Sünder sein! — Herr, das Herz der guten Gräfin zerfleischt haben, Jazeck's Herz dazu!

Mein Herz gehört nur meinen Kindern, mein Herz ist jetzt wieder stark, meine Mutterpflichten stählen es. — Mein erster Schritt geschah zu seinen Richtern. Es sind Ehrenmänner, die eben so edel als gerecht sind. Sie haben meine Absichten gut geheißen. Jetzt will ich zu dem Botschafter. Mit dem Verbrecher hatte er kein Mitleid, für seine unglückliche Gattin und seine unschuldigen Kinder wird er es haben. Er wird sich unser erbarmen! In des Botschafters Macht liegt es, unsere Bitten bei dem Kaiser zu bevorworten, durch ihn werden meine Söhne einen andern Namen erhalten. Ist dies eingeleitet, reise ich zu meiner Schwester nach Frankreich — dort kennt mich und meine Söhne Niemand, dort entdeckt Niemand unsere Schande, unsere Schmach, unsern Jammer! — Dort will ich sterben!

O nicht sterben! Neu leben! für Kinder leben!

Ich war dem Tode schon verfallen. Mein Vater und ich wünschten ihn. Gott hat es anders gewollt.

Ich genas, ich wurde geheilt, von einer entsetzlichen Krankheit geheilt, aber auch von meiner unglücklichen Liebe zu ihm.

Gräfin nicht bitten um Gnade für Ihn?

Für einen Mörder, einen Räuber? Nimmermehr! Mord, Raubmord, Meuchelmord! Es wäre kein Wunder, die Sonne verhüllte sich! Wenn der kräftige Mann den hinfälligen Greis, der Zögling den Lehrer ermordet, und nur um des erbärmlichen Mammons willen, des Goldes wegen, das schlechte Weiber benöthigen; — der Karten wegen, die vielleicht mehr Unheil gestiftet als Seuchen und Pestilenz, da kann es, da darf es keine Gnade geben, es darf nicht die Gattin für den Gatten, es dürfen nicht die Kinder für den Vater bitten!

Da Jazeck sah, daß seine Herrin die Zumuthung, Gnade für ihren Gatten zu erbitten, heftig entrüstete, so sprach er nicht weiter davon, sondern versuchte es, die Unthat seines Herrn in Etwas zu mildern. Er beschrieb seine Verzweiflung, in welcher er sich durch die dringende Zurückberufung nach Polen befand, und schob alle Schuld auf das Spiel, dem er sich hingab, auf die Wucherer und die leichtfertigen Weiber, die ihn umgarnten.

Theofila hörte ihn gleichgiltig an und erwiederte kein Wort.

Endlich schilderte Jazeck auch seine eigenen Leiden während seiner Verhaftung, und wie er längst hätte frei werden können, wenn sein Herr nicht so häufig auf Jazeck, und immer Unwahres, um sich selbst zu retten, ausgesagt. —

Da ergriff Theofila Jazeck's Hand mit großer Theilnahme und Herzlichkeit und versetzte:

Du guter, edler Mensch, Du sollst dafür in meinem Dienste bleiben, so lange Du lebst, Du sollst wie ein

Freund des Hauses gehalten werden; Du sollst auch die Wahl haben, nach Polen zu meinem Vater oder mit mir und meinen Kindern nach Frankreich zu reisen.

Jazeck bei Herrin bleiben! rief er, und Kinder beschützen helfen; Gräfin, wo befinden sich Kinder, daß ich sie sehen und ihnen die Händchen küssen kann. —

Theofilia führte den braven, treuen, anhänglichen Diener zu ihren Kindern. Jazeck weinte vor Freude und Wehmuth und herzte die Kinder und küßte sie und gelobte, sie zu bewachen wie sein eigenes Leben.

Frau von Jarosinsky war tief ergriffen, ermannte sich aber bald und erkundigte sich nun nach den Schulden ihres Mannes.

Ich habe zwar die aus den Acten geschöpfte Nachweisungen zu erhalten, an welche Personen mein Gatte Summen zu bezahlen hat. Ich werde Dir das Verzeichniß mittheilen, um es durch Dich ergänzen zu lassen, im Falle sich nicht alle Gläubiger gemeldet hätten.

O! erwiederte Jazeck, viele sich nicht gerührt haben, weil sie Wucherer sind und das Criminalgericht gefürchtet haben; aber seitdem ich frei geworden, mich aufgesucht und mich bestürmt, zu sagen, wenn sie Forderungen an Gräfin stellen, ob kein Mittel sei, zu ihrem Gelde zu gelangen. —

Wie nennen sich diese Menschen, wo sind sie zu finden; ich bezahle Alles, ich will nicht, daß der Reichste verkürzt werde.

O gnädige Gräfin, diese, nur diese nicht bezahlen; es sind alle Diebe, Räuber und wären auch Mörder, wenn sie das Hochgericht nicht fürchteten. Kein Mensch zwingen können, daß Herrin diese Gauner bezahle; Herr ihnen schon längst bezahlt, was er von ihnen erhalten, jetzt nur noch Zinsen von unmenschlichen Zinsen schuldig sein; Herrin diese Wu-

cherer den Gerichten anzeigen und auf Strafe bringen, Jazeck Zeuge sein des Betruges, noch mehr Zeugen bringen und Alles beschwören können, was Wucherer gethan.

Nein, mein guter Jazeck, darauf lasse ich mich nicht ein. Auch diesen Elenden sollen ihre Forderungen ausbezahlt werden. Ich habe Schmach und Beschimpfung genug erlebt, ich werde nicht auch noch die Schmach und Beschimpfung dazu gesellen, mit einer Wucherbrut zu verkehren. — Suche diese Menschen auf, Jazeck, erkundige Dich genau nach ihren Schuldscheinen.

O Wucherer geben nichts auf Schuldscheine, nur geben auf Wechsel, und Wechsel nur wegen Wucherern erfunden worden.

So erkundige Dich nach ihren Wechseln, ich werde diese Wechsel augenblicklich bezahlen. — Nun noch Eins! Die Damen, mit welchen Severin umgegangen, welche aus diesen hat ihn am meisten geplündert?

Frau Tusch.

Sie war seine Geliebte?

O nein.

Was war sie?

Spielgeberin, Mäklerin, Wucherin; den Grafen schon in ihr Netz gezogen, wie er noch zu Hause in Polen war.

Welche Dame hat ihm noch viel Geld gekostet?

Viele, viele, alle kennen gelernt bei Frau Tusch bis auf Eine, eine Preußin, aber ich gehört haben, auch erwischt worden sein, in Salzburg, Diebin sein, sie und ihr Mann ins Zuchthaus kommen.

Und welche Dame hat ihm noch viel gekostet?

Nicht angeben können dies!

Besinne Dich. Hörtest Du nie von Therese Krones sprechen?

O ja! o ja! gut kenne Therese Krones. —

Diese war sein Ruin, fuhr Theofila heftig auf.

O nein! o nein! Diese höchstens kleine Geschenke erhalten, ein paar Mal sie bewirthet, o Therese Krones unverdient in Gerede gekommen, Krones nicht so sein wie Gräfin glauben, Krones beliebte Schauspielerin sein und Herrn nicht ins Unglück gestürzt, Herr, aber sie die gute Krones!

Genug! Ich will nichts weiter wissen. — Bemühe Dich jetzt zu den Wucherern, ich will dieses Volk befriedigt wissen. Die übrigen Gläubiger meines Mannes wird mein Advocat zu sich bestellen; er wird auch ersetzen, was an der Summe fehlt, die dem Abbé Plank — — geraubt wurde. In sichtlicher Aufregung setzte sie hinzu: Ich will diese Angelegenheit vor Allem in Ordnung gebracht wissen, und wenn ich meine Bitten bei dem russischen Botschafter gewährt finde, so schnell als möglich abreisen. Geh, Jazeck — — Noch Eins! Wie steht es mit Dir? Hast Du Geld?

Herrin, Jazeck ganz arm sein!

Severin blieb Dir schuldig?

Ich ihm schuldig, er mein guter Herr gewesen.

Das ist nicht wahr! Er blieb Dir schuldig — Deinen Lohn blieb er Dir schuldig! — Da, nimm dies, treuer Diener!

Frau von Jarosinsky reichte ihm einen Beutel mit Ducaten.

Es ist viel zu wenig für Deine aufopfernde Liebe, viel zu wenig für das, was Du eines schmachvollen Verdachtes wegen erduldet, viel zu wenig für den schimpflichen Arrest; allein so lange ich lebe, werde ich Deine Wolthäterin bleiben!

Sie reichte Jazeck ihre Hand; dieser sank ihr zu Füssen und küßte ihr die Hand, indem er heftig weinte.

Frau von Jarosinsky eilte in ihr Zimmer.

Jazeck schluchzte laut auf und entfernte sich.

Am 29. August wurde Frau von Jarosinsky nicht mehr sichtbar; sie schloß sich mit ihren Kindern ein. Von der furchtbarsten Gemüthsbewegung ergriffen, von der Reise ermüdet, warf sie sich frühzeitig auf ihr Lager, aber sie schlief nicht; welche Gattin hätte auch in einer solchen Nacht — in der Nacht vor der Hinrichtung ihres Gatten, schlafen können, und wäre dieser selbst ein noch weit verworfnerer Mensch gewesen als Jarosinsky.

Am andern Morgen um fünf Uhr schreckte sie der Tumult vor ihren Fenstern auf.

Es gab Leute, die sich die Hausthore schon um drei Uhr Morgens aufsperren ließen, um recht zeitlich auf den Hohenmarkt zu kommen, und einen „guten Platz" in der Nähe des Schrannen-Gebäudes zu erhalten.

Frau von Jarosinsky riß einen Flügel ihres Fensters auf, um nach der Schwüle einer August-Nacht frische Luft zu schöpfen.

Welch ein Drängen und Laufen über den großen Platz!

Die Personen, welche aus der Dorotheerstraße, der Spiegelgasse, von der andern Seite des Grabens kamen, drängten in das Durchhaus des Trattnerhofes, um auf dem nächsten Wege nach dem Hohenmarkte zu gelangen.

Frau von Jarosinsky konnte sich dieses ungestüme Gewoge nicht erklären.

So viele Menschen wälzten sich in wilder Hast in das Haus, das sie bewohnte.

Es befiel sie eine unnennbare Angst.

Sie horchte.

Sie konnte kein Wort, das unter ihren Fenstern gesprochen wurde, verstehen.

Endlich blieben einige Gruppen stehen und zeigten mit Fingern nach den Fenstern des zweiten Stockes.

Theofila wich scheu zurück.

Schnell weckte sie ihre Kammerfrau. Diese rief Jazeck.

Jazeck, der ebenfalls die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, war augenblicklich auf den Beinen.

Was geht vor? fragte Frau von Jarosinsky. Was wollen die Volkshaufen, die sich in dieses Haus mit solchem Ungestüm wälzen?

Es ist ein Durchhaus, antwortete Jazeck.

Aber so viele, viele Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise!

Ach Herrin, seufzte Jazeck tief auf. Vom Graben und seinen Seitengassen, dieses der nächste Weg nach dem Hohenmarkte.

Was geschieht dort?

Herrin, Herrin nicht fragen! Nicht zum Fenster gehen! Fenster zumachen, Leute wissen, wer hier gewohnt hat.

Ha! Nun erkläre ich mir das tolle Gaffen nach dem zweiten Stocke! — Schließe die Fenster, Jazeck, lasse die Vorhänge herab! — Mein Gott! mein Gott! Was ist mir eingefallen, an das Fenster zu treten!

Jazeck schloß die Fenster und ließ die Vorhänge fallen.

Jetzt sage mir, was geschieht auf dem Hohenmarkte?

Dort das Gefangenhaus sein! Dort Graf jetzt bald abgeholt werden. —

Abgeholt! fuhr Theofila mit einem Schrei auf. — Und führt man ihn vorüber?

O nein!

Gott sei Dank! sagte Frau von Jarosinsky mit einem erschütternden Tone.

Gräfin gar nicht wohnen sollen in der Stadt. Gräfin auf einem Dorfe wohnen! Weit! Weit!

Mein Himmel! Ich folgte dem Rathe Carhan. Er meinte, in diesem Hause würde man mich am wenigsten vermuthen, und ich bei Herrn Flieder gut aufgehoben sein. Ich wäre ja im Gasthofe geblieben, wenn man mir nicht augenblicklich den Fremdenrapport zur Unterschrift vorgelegt hätte! Der Name Jarosinsky, die Frau des Unglücklichen im Meldzettel, ganz Wien wäre herbei gelaufen! Hier, sagte Rath Carhan, könnte ich sicher sein.

Was hörst Du von Severin, fragte Theofila nach einer Pause. — Ist er so ungestüm wie immer? Bereut er die entsetzliche That?

Er bereut und beweint sie, und hat sich mit Gott ausgesöhnt.

Gepriesen sei der Allmächtige für dieses Wunder. — Und nun nichts mehr! Ich will mich verbergen in dem letzten Winkel dieses Hauses. Ich will meine Augen verhüllen! meine Ohren verstopfen! Ich will mich zwischen den Betten meiner Kinder niederkauern. Sie schlafen! Sie schlafen! Sie verschlafen das Gräßliche, Schauderhafte, Entsetzliche — o, könnte ich es im Grabe verschlafen! — — Folgt mir nicht! Ich gehe zu meinen Kindern.

Sie verließ das Zimmer wie eine Wahnsinnige.

Die arme Frau! sagte die Kammerfrau. Sie hielt sich für stark, als sie in die Thore Wiens einfuhr. Ich machte ihr tausend Vorstellungen, ich warnte sie! — Mein Gott, wenn sie nur nicht den Verstand verliert.

Sie folgte ihrer Gebieterin.

Ich gehe in die Kirche, sagte Jazeck, ich beten für Herrn! Gott seiner Seele gnädig sein!

Jazeck eilte fort.

* * *

Es schlug sieben Uhr.

Jazeck lag in der Stephans-Kirche noch immer auf den Knien.

Er raffte sich auf.

Er betrat die Straße.

Da rückte die Cavallerie bereits heran, welche den Zug anführte.

Jazeck brach durch das Gedränge und wollte durch die Goldschmiedgasse nach dem Trattnerhofe.

Die ungeheueren Menschenmassen ließen ihn nicht durch.

Er versuchte es, über den Stockimeisenplatz zu gelangen.

Die Menschen standen wie die Mauern.

Nein, dachte Jazeck, mein Herr darf mich nicht erblicken und ich ihn auch nicht.

Er wollte gegen die andere Seite des Stephansplatzes, dorthin, wo sich das Haus der jungen Geistlichen befindet.

Auch hier bot sich ihm kein Ausweg.

Indeß kam der Zug mit dem scheußlichen Karren heran.

Jazeck warf unwillkürlich einen Blick auf seinen Herrn.

Es vergingen ihm die Sinne. Mit einem Schrei sank er zu Boden.

Severin, aus seiner Apathie aufgeschreckt, wendete den Kopf nach Jazeck.

Der Galgenwagen ging vorüber; Jazeck lag noch immer bewußtlos am Boden. Man glaubte wahrscheinlich, er sei ein Betrunkener; erst nachdem Jeder der

den unglücklichen Bedienten umgebenden Gaffer seine Neugierde befriedigt hatte, sprang man dem Aermsten bei, hob ihn auf und fragte ihn: „Was ihm fehle?“

Jazeck kam zu sich. Er zitterte wie ein Fieberkranker. Er antwortete:

Ein plötzliches Unwolsein mich ergriffen haben!

Er ließ sich von dem Menschenstrome bis zu dem Hause beim „goldenen Kegel“ in der Kärntnerstraße forttragen, dort gelang es ihm, aus dem Gewoge zu kommen. Der goldene Kegel hat rückwärts gegen die Seilergasse ein kleines Thor, durch dieses schlüpfte er, und befand sich in fünf Minuten im Trattnerhofe.

Die erste Person, welche ihm entgegen trat, war die Kammerfrau der Frau von Jarosinsky.

Wo warst Du? redete sie ihn an.

In der Kirche, antwortete Jazeck, dort gebetet haben für armen Herrn; zu viel Menschen aber auf Straßen gefunden haben, nicht durchgekommen, indeß der Wagen mit Herrn vorüber, Herrn erblickt auf dem Wagen, und vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen.

Du hast den Herrn gesehen?

Ja, ja!

Um Gottes willen! daß dies die Gräfin nicht erfährt.

O ich nichts sagen!

Wie sieht der Herr aus?

Wie, wenn betrunken, hin und her gebaumelt, wie auf Schaukel, Jazeck die Augen geschlossen, und mitten unter die Leute hingestürzt wie Stück Holz.

Ist der Herr gefesselt?

Jazeck nicht gesehen vor Angst und Mitleid. Ein Blick auf Herrn genug gewesen! Herr aussehen wie schon gehangen.

Ich bitte Dich, vor der Gräfin nichts zu erwähnen. Wenn ich sie nur von Wien fortbringen könnte! Es

war ein fast frevelhafter Gedanke, nach Wien zu reisen! Was wird sie noch erdulden! — Man spricht ja seit sechs Monaten in Wien von nichts Anderem als von dieser Geschichte, und wird noch sechs Monate von nichts Anderem sprechen.

Leute sagen, seit vielen hundert Jahren kein solcher Gräuel geschehen, und vielleicht in vielen hundert Jahren nicht wieder vorkommen; Leute gar abscheulich reden. Am meisten schmerzt Jazeck, daß Wirth in Nachbarschaft sagen, wenn noch Bedienter Raubmörder gewesen, zu begreifen, — aber Graf selber, schrecklich!

Das sagte der Wirth in der Nachbarschaft?

Ja, ja, in meiner Gegenwart.

Und was hast Du darauf geantwortet?

O, ich zu wenig deutsch können, aber doch entgegnet: Das ist gerade so, als wenn ich behauptete: Wenn noch Kellner Bleizucker-Gift in Wein mischte, gewiß schlecht sein, aber wenn Wirth selber: Pfui Teufel!

Ja, so sind gewisse Menschen, erwiederte die Kammerfrau; der ärmeren Classe muthen sie jede Schandthat zu, besonders so ein hochmüthiger, vom Kegel- und Kellnerjungen zum reichen Manne avancirter Bierverderber. In seinem Uebermuthe und in seiner brutalen Frechheit blickt er auf Dürftige herab, als wenn er aus einem bessern Teig geformt wäre. So ein erbärmlicher Wicht kann es gar nicht begreifen, daß der Arme auch ehrlich sein könne!

Ein Commissär vom Criminal-Gericht erschien, und ersuchte, der Frau von Jarosinsky seinen Besuch zu melden.

Als ihn Theofila bitten ließ, bei ihr einzutreten, redete sie der Commissär mit folgenden Worten an:

Ich komme, das aus den Acten gezogene Schulden-

verzeichniß Severin Jarosinsky's zu überbringen. Einige Schulden werden Sie, gnädige Frau, nicht zu berichtigen haben; sie sind besonders bemerkt, nämlich Forderungen von Juwelieren und Goldarbeitern, welche Frau Tusch und eine aus Berlin nach Wien gelangte junge Frau, die mit ihrem Gatten Betrug und Diebstahl völlig nach einem großartigen Gaunersistem betrieben, gemacht, und die Bezahlung Herrn Jarosinsky zugewiesen haben. Frau Tusch und das preußische Ehepaar sind eingezogen; man hat bei ihnen eine Masse von Sachen gefunden, welche zurückgestellt werden können; die Gauner sind bereits zu Geständnissen gebracht worden; die Schmucksachen und Bijouteriewaaren werden von den Verfertigern derselben zurückgenommen. Somit verringert sich die Schuldsumme des Severin Jarosinsky um mehrere Tausend Gulden!

Ich danke dem löblichen Gerichte für diese Mühewaltung; jeder in der Schuldenmasse Severin's ersparte Gulden fällt meinen Kindern zu.

O Sie könnten noch viel ersparen, wenn Sie jede einzelne Post der Schulden gerichtlich prüfen, und wie diese Schulden entstanden, untersuchen lassen wollten. Da gibt es Wechsel, die von Spielschulden herrühren, und mit welchen, wenn sie nicht getilgt, auch noch der entsetzlichste Wucher getrieben wurde. Einer der verworfensten falschen Spieler ist im Bade zu Mehadia ergriffen worden und bereits auf dem Wege nach Wien. — Die betreffenden Wechsel sind zwar in dritter Hand, aber dies hindert nicht, den Betrug und Wucher zu verfolgen und die Forderungen zu annulliren. Der Betrüger hat Geld genug, um jeden Nachtheil, den Sie erleiden müßten, zu decken.

So will ich die betreffenden Wechsel nicht bezahlen, und es dem löblichen Gerichte überlassen, die Sache zu ordnen.

Frau von Jarosinsky sagte nach einer Pause mit sichtbarer Ueberwindung:

Herr Commissär, nun eine Frage, eine Frage, die an Sie richten zu müssen, mir unendlichen Schmerz bereitet: Ist der fruchtbare Act schon vorüber?

Noch nicht. Der Zug bewegt sich auf dem weiten Wege nach der Richtstätte nur äußerst langsam, da der Andrang von Menschen so ungeheuer ist, daß die Cavallerie-Escorte und der Wagen mit dem Delinquenten nur Schritt für Schritt vorwärts können. — Es sind vielleicht hunderttausend Menschen, die nicht in Wien heimisch sind, Menschen aus allen Gegenden, vielleicht zwanzig Meilen weit von Wien hiehergeströmt.

Der Commissär hielt inne, da er bemerkte, daß Theofila die Lehne eines Stuhles ergriff und sich an diesem festhielt.

Fahren Sie fort, mir zu erzälen, bat Frau von Jarosinsky mit zitternder Stimme. Ich muß Alles wissen, darf es aber nur aus dem Munde einer Gerichtsperson vernehmen, aus jedem anderen Munde würde mich selbst eine auf die schonendste Weise vorgebrachte Kunde auf das furchtbarste verletzen und demüthigen.

Sie werden von der ganzen Bevölkerung Wiens innig beklagt und bedauert, entgegnete der Commissär; Sie, gnädige Frau, und Ihre Kinder werden mit dem innigsten Mitleiden genannt. Man weiß, welch edle, rechtschaffene Frau Sie sind, man weiß genau, wie Ihre Ehe seit Jahren die unglücklichste war. — Die Mütter und Frauen Wiens fühlen Ihren Jammer und weinen mit Ihnen.

Weinen mit mir? sprach Theofila, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Besitze ich denn noch Thränen? sprach sie. O wie wolthätig bist Du, Allmächtiger, daß Du mir noch

Thränen gibst! — — — Ich glaubte allen Jammer überwunden zu haben; ich hielt mich für stark; ich bildete mir ein, einen männlichen Charakter zu besitzen; ich brachte es aber leider nur dahin, für einige Augenblicke als eine starke Frau zu erscheinen. Bei meiner ersten Visite bei dem Herrn Rathe Carhan besaß ich wol die nöthige Fassung; auch bei der Uebersiedlung in diese Wohnung ermannte ich mich noch — aber heute morgens am Fenster, dann bei der Erzälung Jazeck's — — brach ich zusammen.

Sie sollen sich nichts erzälen lassen und an Ihr Unglück gar nicht denken. —

Nicht daran denken, Herr Commissär? Da müßte ich vergessen, daß ich lebe, daß ich athme, sein Weib war, und daß seine Kinder die meinigen sind! — Freilich gäbe es ein Mittel, Alles zu vergessen, es liegt aber nicht in meiner Macht; Gott hält es in seiner Hand! — Wahnsinn, Herr Commissär, Wahnsinn heißt dieses Mittel. Vielleicht ist der Allmächtige so wolthätig und läßt mich wahnsinnig werden! —

Gnädige Frau, ich will mich entfernen. Sie hängen zu anhaltend Ihren düsteren Gedanken nach. Ich will Ihnen einen wackern Priester senden. Die heilige Religion allein ist im Stande, Sie vor Geistesverwirrung zu schützen. — Sie bedürfen Ihres hellen Geistes, der Kinder wegen; diese Ihre Kinder bedürfen der sorgfältigsten Erziehung, die Kinder Severin's müssen die ehrbarsten Menschen der Welt werden, kein Makel, auch nicht der kleinste, darf sie einstens beflecken, und dafür zu sorgen, vermag nur eine Mutter, wie Sie, eine Mutter mit hellem Geiste.

Senden Sie mir Ihren wackern Geistlichen. — Doch fort lasse ich Sie in diesem Augenblicke nicht! — Seien Sie so menschlich, so milde, so barmherzig, bei

mir zu bleiben — bis — bis — Sie mir sagen können: Es ist vorüber!

Besser wäre es, gnädige Frau, Sie verließen heute die Stadt, eilten aufs Land und kehrten erst in — Wochen zurück. —

Das ist unmöglich! Ich habe mich bei dem russischen Botschafter melden lassen; er kann jede Stunde nach mir senden. —

O heute nicht und morgen nicht und nicht in acht Tagen wird er Sie rufen lassen. Der Botschafter ist ein zu feinfühlender Mann, eine Witwe Ihrer Art wird er mit besonderer Zartheit behandeln. —

Bin ich schon eine Witwe? fragte Theofila mit einem Blicke, der den Commissär ängstigte.

Der Commissär sah nach der Uhr.

Noch nicht!

Aber bald?

Es wäre möglich!

Geben Sie mir die Zeit an.

Wie vermag ich das? Es können ja unvorhergesehene Verzögerungen eintreten. —

Auch eine Begnadigung?

Eine Begnadigung unmöglich!

Ein Aufschieben der Execution!

Eben so wenig.

Was denn?

Der Freimann müßte erkranken, das würde eine Verzögerung verursachen, aber immer steht ihm ein Reserve-Mann zur Seite. — Heute ist dieser Reserve-Mann der Scharfrichter von Preßburg. Er ist schon vor drei Tagen angekommen.

Der Leser wird sich die Aufregung vorstellen können, in welcher sich die tiefbeklagenswerthe Frau während dieses grauenvollen Zweigespräches befand. Seitdem sie den Commissär nach einer an der Wand befestigten

Pendeluhr blicken sah, glaubte sie aus jedem Zucken des Secunden-Zeigers den Moment des Scheidens ihres Gatten aus dieser Welt erspähen zu können.

Die Uhr, gnädige Frau, zeigt Ihnen nicht, was Sie angezeigt wissen wollen; — kommen Sie mit mir in ein anderes Zimmer.

Weshalb?

Ich sehe nicht ein, aus welchen Gründen Sie sich einer so fürchterlichen Selbstquälerei hingeben? — Die Minute, in welcher der Strafact vorüber sein wird, dürfte heranrücken, ohne daß Sie es ahnen. Was haben Sie für einen Gewinn, wenn Sie diese Minute wissen?—

Gewinn? mein Herr, Gewinn? Was läßt sich da für mich gewinnen! — Dieser Ihr Ausdruck könnte ein kränkender, ja ein beleidigender sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er Ihren Lippen, ohne erwägt zu sein, entsprang. Für mich gibt es keinen Gewinn, aber für Ihn! für Ihn! In dem Augenblicke, als Sie mir sagen werden: Jetzt ist es vorüber! — öffne ich die Thüre, meine Kinder erscheinen; wir werfen uns vor dem Allmächtigen in den Staub und bitten Ihn, den Allbarmherzigen, um Gnade; — sein im tiefsten Herzen zerfleischtes Weib, seine durch das Verbrechen des Vaters gebeugten Kinder bitten Gott um Gnade; die Unschuld fleht, daß der Schuld verziehen werde, — solchen Bitten wird Gewährung werden.

Wenn es dies ist, erwiederte der Commissär, so gestatten Sie mir, daß ich ein Fenster öffne. Der Thurmwächter von St. Stephan gibt ein Zeichen, wenn die Hinrichtung vor sich gegangen. In diesem Momente ertönt das „Zügenglöcklein" bei St. Stephan, und nicht nur Sie und Ihre Kinder, gnädige Frau, Tausende von guten Christen beten ein Vaterunser für den „armen Sünder"; jede Kirche zählt in dieser Stunde

viele viele Andächtige, die bei solchen Anlässen dahin eilen, den allgütigen Richter da Oben um Erbarmen anzuflehen.

Frau von Jarosinsky öffnete selbst das Fenster. Sie ging in das Nebenzimmer und rief ihre Kinder.

Die Kammerfrau führte sie herein.

Jazeck folgte.

Theofila sprach kein Wort.

Ihr Anblick erregte Schrecken und Entsetzen.

Sie glich einer wandelnden Leiche.

Da sie immer in ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung den Kopf mit beiden Händen betastete, so löste sich ihr langes schwarzes Haar auf, und hing in breiten Schichten über ihr Antlitz. — Ihr Auge schien verglast, ihren Mund verzog ein krampfhaftes Zucken; dennoch blieb sie schön, selbst der unheimliche Gram und die fürchterlichste Angst vermochten ihre edlen Züge nicht zu verwischen.

Der Commissär stand in lauschender Stellung am Fenster.

Man hörte jetzt das „Zügenglöcklein" läuten.

Theofila stürzte auf die Knie.

Sie faßte ihre Kinder.

Diese knieten vor ihr, die Kammerfrau und Jazeck sanken im Hintergrunde nieder.

Jazeck betete laut.

Seine Stimme war gebrochen, sein Wehklagen erschütternd, sein Flehen zu Gott ergreifend.

Der Commissär faltete die Hände und überblickte die herzzerreißende Gruppe.

Die Kinder hoben die kleinen Händchen zum Himmel.

Gnade! Gnade! Allbarmherziger! flehte Theofila, Gnade, Gnade! dem Gefallenen!

Gnade! Gnade! für den armen unglücklichen Vater! lallten die Kinder.

Auf der Straße ertönte ein monotones Geschrei; es rührte von den gemeinen Weibern her, die aus dem Verkaufe öffentlicher Plakate ein Geschäft machen*). „Das Todes-Urtheil, schrien sie, das wir so

*) Die gemeinen Weiber, welche in früheren Jahren sich noch das Recht anmaßten, bei vorkommenden Todesstrafen an Personen aus dem Civilstande, also bei Allen, welche zunächst der „Spinnerin am Kreuz" hingerichtet wurden, die gedruckten Todesurtheile zu verkaufen, machten bei solchen Anläßen sehr vortheilhafte Geschäfte. Diejenigen dieser Weiber, welche so glücklich waren, zuerst in den Besitz solcher Verlautbarungen zu kommen, erhielten häufig für einen halben Bogen eines auf dem elendesten Papier abgedruckten Urtheils, für den sie dem Buchdrucker 1 kr. bezahlten, 30—40 kr., ja sogar 1 fl. — für ein Exemplar. Unter dem Galgen diese Urtheile nach 15, 20 Minuten feil bieten zu können, warf den größten Gewinn ab. Dies bewog die Weiber, zu allerlei Mitteln zu schreiten, um nur recht schnell zu diesen Drucksachen zu gelangen. Zu diesem Zwecke bezalten sie schon der Schmiedbauer'schen Buchdruckerei im Bürgerspitale das Sechs- und Siebenfache des Preises, bestachen die Buchdruckergehilfen, ihren Bedarf gleich von der Presse weg nehmen zu dürfen, nahmen die Hausknechte der Buchdruckerei in ihren Sold und beschenkten sogar die Buchdruckerlehrjungen, um Maculatur zu erhaschen. Als am 17. Juni 1830 der entsetzliche Raubmörder Josef König zum Tode geführt wurde, kam ein Dutzend Weiber in den Besitz des gedruckten Todesurtheiles, und rief dasselbe neben dem Wagen des Delinquenten aus, so daß er hören mußte, was erst nach seinem Tode zu verlautbaren war.

eben g'kriegt haben, von dem armen Sünder, der heute g'richt't word'n ist!"

Theofila sank besinnungslos zusammen.

Dies zwang den Magistrat der Stadt Wien, die betreffenden Buchdruckereien und die entarteten Weiber unter eine eigene Aufsicht zu stellen. — Diese Weiber erhielten zwar die gerichtlichen Verlautbarungen wie früher, aber sie wurden in einem großen Gewölbe im Bürgerspitale so lange zurückgehalten, bis das Zügenglöcklein ertönte, und der Act der Hinrichtung vorüber war. — In diesem Momente wurden die beiden großen Thürflügeln des Gewölbes geöffnet und

„das doppelt geöffnete Gitterhaus
Spie zehntausend Furien auf einmal aus."

Nun flogen diese Furien nach allen Straßen, Gassen und Plätzen der Stadt, Vorstädte und der Umgegend, viele am liebsten nach dem Galgenplatze. — Oft erschien es völlig fabelhaft, wie schnell sie, ohne eines Fuhrwerkes sich zu bedienen, die „Spinnerin am Kreuze", beinahe eine halbe Meile von der Stadt entfernt, erreichten. Eines dieser Weiber, Susanna Pechazill, sank, als sie bei der Hinrichtung der sogenannten Greislerin vom Hungebrunn, mit Namen Therese Karer, die ihren Gatten im Schlafe ermordet hatte, und am 16. März 1809 gehangen wurde, die Erste mit dem gedruckten Todesurtheile nächst dem Galgen erschien (Susanna Pechazill war ein ziemlich beleibtes Weib), in Folge der Erschöpfung, von einem Schlagflusse getroffen, todt am Richtplatze nieder.

Nun ist dies anders. Todesurtheile über Raubmörder u. s. w. aus dem Civilstande werden durch öffentliche Blätter bekannt gemacht, und der ekelhafte Schacher mit Todesurtheilen hat aufgehört.

Sechszehntes Capitel.

Die Religion, die heilige Religion war nun der einzige Anker, an welchem sich Theofila festhielt, um ihr Lebensschiff nicht auf den ungestümen Wogen des Schicksals auflaufen und dort zertrümmern zu sehen.

Pater Sigmund von St. Stefan erschien bei ihr, der berühmte Kanzelredner, der verehrte Priester, der in den Jahren 1824 bis 1829 so vielen Christen, die in ihren härtesten Bedrängnissen sich an ihn wendeten, Muth, Glaubensstärke und Trost einflößte, und ihre herben Leiden durch seine weisen Lehren zu mildern verstand.

Die geisteskranke Frau genas sehr bald, und war schon am 3. September so gefaßt und ruhig, daß sie vor dem russisch-kaiserlichen Botschafter erscheinen und ihr Anligen vorbringen konnte.

Der Botschafter nahm sie auf das herzlichste auf und versprach ihr Gesuch an des russischen Kaisers Majestät auf das wärmste zu unterstützen. Sie fand aber leider, wie man später erfuhr, in Petersburg kein geneigtes Ohr, und man sagte, der Bescheid hätte gelautet, „da die übrigen Mitglieder der Familie Severin's keine Namensänderung wünschen, und Jarosinsky's eigener Bruder sich geäußert: „Wozu eine Namensänderung? Der rechtschaffene Mann besitzt den besten Namen. Ich bleibe Jarosinsky der Ehrliche, und sterbe als solcher, dadurch wird der Name Jarosinsky durch mich wieder ein achtungswerther.“

* * *

Am 4. December kam Pater Sigmund abermals zu Theofila.

Er fand ihren Geist heiterer, Theofila gefaßter,

er glaubte deshalb ein Anliegen vorbringen zu können, mit welchem er betraut wurde.

In den unglücklichen Proceß, der uns so tief betrübt, und Sie, gnädige Frau, am meisten erschüttert hat, wurde auch eine Person verflochten, die ein großes Unrecht an Ihnen begangen zu haben sich beschuldigt.

Außer meinem Gatten noch eine andere Person? fragte Frau von Jarosinsky.

Ja, noch eine Person, wol noch sehr viele in manchen Beziehungen, aber die eine, in deren Namen ich heute erscheine, fühlt wenigstens ihr Unrecht, und kann sich nicht beruhigen, bis Sie ihr verzeihen.

Wer ist dies? fragte Theofila.

Es ist ein junges Frauenzimmer, das seine Unbesonnenheit tief bereut, das seine Unbesonnenheit in das größte Unglück gestürzt hat, das sich über ein unstatthaftes Verhältniß die härtesten Vorwürfe macht, und sich für immer unglücklich nennt, wenn Sie, gnädige Frau, diesem armen Mädchen Ihre Vergebung nicht verleihen.

Frau von Jarosinsky sah den Pater befremdet an.

Dieses Mädchen hat erfahren, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdigen. Es kam zu mir, mich um meine Vermittlung zu bitten. Des Priesters schönster Beruf ist Leidenden beizustehen, ihnen Beruhigung zu spenden und Versöhnung zu stiften. Lassen Sie die Aermste vor; hören Sie sie, und richten Sie die Gefallene auf durch Ihre Verzeihung.

Frau von Jarosinsky wußte noch immer nicht, von wem der Geistliche spräche, und erwiederte:

Ach, geistlicher Herr, sprechen Sie doch den Namen der Gebeugten aus, welche ich durch meine Verzeihung erheben soll. —

Es ist die Schauspielerin Krones.

Die Krones? betonte Theofila.

Therese Krones, ja, gnädige Frau, Therese Krones ist es, die nie mehr ruhig werden kann, wenn Sie ihr nicht vergeben. Sie ist hier; sie harrt im Vorzimmer eines Winkes, sich Ihnen nähern zu dürfen.

Ich verzeihe ihr, versetzte Frau von Jarosinsky, aber ich spreche sie nicht. —

Dann verzeihen Sie mir nicht! rief Krones, welche diese Worte gehört hatte und in das Zimmer Theofilens hastig eindrang, dann vergeben Sie mir nicht, wenn Sie mich nicht hören.

Mit diesen Worten stürzte Therese zu den Füßen der Frau von Jarosinsky nieder.

Stehen Sie auf, Mademoiselle, sagte Theofila. Sie haben gegen mich nichts verbrochen. Ich bin seit einem Jahre schon Witwe. Für mich war Severin todt, als ich von seinem Leben in Wien hörte. Der Mann Ihrer Wahl war der meine nicht mehr!

Theofila zog Therese zu sich empor.

Man hat mir von Ihnen erzält, fuhr Theofila fort. Sie wurden mir als verblendet, bethört, unvorsichtig geschildert, aber auch als gutmüthig und herzlich. Ich habe keinen Groll gegen Sie. – Nach mir hat Severin Sie am meisten verwundet. Wenn Sie ihn je liebten, so hat er Sie schmerzlich dafür bestraft. Mich hat seine Pflichtvergessenheit früher gedemüthigt, darum bin ich auch jetzt schon durch die Gnade Gottes Meisterin meines Grams, und was mich vor einigen Tagen zu Boden schleuderte, war, daß ich Kinder von ihm besitze; die Mutter verlor die Besinnung, nicht die Gattin. Härmen Sie sich nicht!

Doch! doch! gnädige Frau, der Gram nagt an meinem Herzen. Wenn Ihnen aber die Betheuerung genügt, daß mehr als der Hohn der Welt, der mein Leben vergiftet, mein Gewissen mich vernichtet, und

daß nur Sie die Botin des Himmels sein können, die mir wieder Frieden bringen kann, so reichen Sie mir Ihre Hand und lassen Sie diese mit meinen Thränen mich benetzen.

Frau von Jarosinsky reichte Theresen die Hand und drückte sie an sich.

Sie weinte mit ihr.

Nehmen Sie diese Thränen als Zeugen meiner Verzeihung, und verbannen Sie Ihren Kummer, sprach Theofila. In meinem Herzen wohnt kein Haß.

Therese küßte die Hand, die ihr Theofila zur Versöhnung bot und sprach:

Eine furchtbare Last haben Sie von mir genommen. Gott segne Sie dafür, gnädige Frau, Gott segne Sie dafür! Gott lohne es Ihnen und Ihren theueren Kindern. —

Hochwürdiger Herr, wendete sich Therese an den Geistlichen, nehmen Sie meinen innigsten, herzlichsten, tiefgefühltesten Dank für Ihre Verwendung. Sie haben mich dem Leben wieder gegeben! Gott segne Sie, edler Priester. Was Sie von heute an von mir hören werden, soll Sie überzeugen, daß ich Ihrer Fürsprache nie unwürdig sein werde!

Sie näherte sich Theofilen noch einmal, um ihr die Hand zu küssen. Diese umarmte sie.

Hierauf ging Therese tief gerührt mit dem Priester fort.

Theofila ließ Jazeck kommen.

Morgen mit dem Früheſten reisen wir. Du wirst sogleich die Post bestellen. Die Schulden Severins sind bezahlt, was noch nicht berichtigt ist, wird mein Advocat berichtigen. —

Herrin, sagte Jazeck, Herrin nicht übel nehmen, wenn Jazeck fragen, Herrin Therese Krones gnädig gewesen sein?

Du warst ja ihr Lobredner, wenn Du es aber auch nicht gewesen wärest, so hat mich schon ihr ganzes Wesen und der Umstand für sie eingenommen, daß sie eine Versöhnung gesucht und in meiner Verzeihung ihr Heil gefunden hat.

Sorge für die Pässe, Jazeck. Bei dem Grauen des Tages muß ich aus dieser Stadt sein!

Sie ging zu ihren Kindern. Jazeck befolgte die Aufträge, die er erhalten.

Am 5. September um 3 Uhr morgens trat Frau von Jarosinsky mit ihren Kindern, ihrer Kammerfrau und ihren Domestiken die Reise nach Frankreich an.

* * *

Krones trat schon am 6. September wieder als Jugend im „Mädchen aus der Feenwelt" auf. —

Das Publikum empfing sie mit besonderem Wolwollen. Niemand dachte mehr daran, sie zu kränken, im Gegentheil, man überhäufte sie mit Applaus und bewies ihr die freudigste Theilnahme.

Sie mußte alle ihre beliebten Rollen der Reihe nach wieder spielen. Der Zudrang zu ihren Vorstellungen war ein außerordentlicher.

Ihr Humor und ihre frohe Laune kehrten nicht nur zurück, sondern steigerten sich auch noch in immer höherem Grade.

Sie wollte nun dem Publikum noch auf andere Weise anziehend werden und schrieb — oder ließ vielmehr von ihrem Bruder, der mittlerweile nach Wien gekommen war und als Komiker im Leopoldstädter-Theater wirkte, ein Stück schreiben, auf welchem sie als Verfasserin genannt, und das am 25. Februar 1828 zu ihrem Benefice zum erstenmale bei einem außerordentlich vollen Hause und mit großem Beifalle aufgeführt wurde.

Dieses sehr komische Stück, in welchem Therese die Hauptrolle spielte, hieß „Sylphide, das Seefräulein,“ und Raimund, welcher darin ebenfalls eine Hauptrolle übernommen hatte, setzte es mit einem Fleiße, einer Aufmerksamkeit für seine Collegin in Scene, wie er diese nur seinen eigenen Stücken zuzuwenden pflegte.

Die Krones bei den Proben dieses Stückes zu sehen, war wahrhaft komisch.

Sie wollte durchaus bei der ganzen Gesellschaft als Dichterin gelten, und hatte nur ihre Rolle inne, wußte aber von den übrigen Rollen und scenischen Vorschriften kaum so viel als alle anderen Mitglieder, die eben nur das Stück von der Leseprobe her kannten.

Korntheuer, welcher einen Schulmeister spielte, setzte die arme Dichterin in zahllose Verlegenheiten. Er fragte unaufhörlich: Wie wollen Sie Dies gesagt wissen und Jenes, und wie haben Sie diese Scene sich gedacht und jene? Könnte man nicht hier einige Worte streichen? Hier ein paar Reden zusammenziehen? — Von welcher Seite soll ich kommen, nach welcher abgehen? Wie wünschen Sie den Actschluß? Wie wünschen Sie, daß ich mich costumire? Holde Dichterin, geben Sie doch Antwort.

Krones merkte die Neckereien Korntheuer's, ignorirte sie aber, oder sie antwortete ausweichend.

Bei dem Zusammenstreichen allzulanger Scenen kam Krones in große Verlegenheit. Obgleich sie einen langen Bleistift wie eine Schreibfeder hinter dem Ohre trug, und damit wie toll in ihrem Manuscripte wirthschaftete, wußte sie doch nicht, was eigentlich zu kürzen und dafür hinzusetzen sei. Sie strich ins Blaue hinein und warf dabei fragende Blicke auf ihren Bruder, der in seiner Verzweiflung als Dichter, und in Angst, der Zusammenhang könnte unter diesem unbarmherzigen

Streichen leiden, oder es könnten etwa die besten Spässe wegfallen, alle Farben spielte und die gräßlichsten Gesichter schnitt.

Raimund erlöste endlich die Krones aus diesen Quälereien.

Alle Rollen und das Manuscript, sagte er, kommen nach der Probe in die Wohnung der Dichterin, dort werde ich mich einfinden, dort werde ich mit der Verfasserin die Kürzungen und Aenderungen vornehmen; dort werden wir das Stück nach ihrer Angabe einrichten. Wir halten sodann ein paar Proben mehr, denn dieses Stück muß gefallen und wird gefallen. Ich werde dafür sorgen.

Raimund hatte Recht. Das Stück „Sylphide" gefiel, und wurde ununterbrochen mit wachsendem Applaus und bei übervollen Häusern wol an dreißigmal in sechs Wochen gegeben.

Nun hatte Therese den Gipfel ihres Glückes erreicht.

Sie galt als Dichterin eben so viel, wie als Schauspielerin. Sie schwamm in Entzücken. Dabei wurde ihr die Freude zu Theil, daß auch ihr Bruder in der Gunst des Publicums stieg. Er hatte sich eine zwar kleine aber brillante Rolle in der Posse „Sylphide" geschrieben. Er spielte sie recht hübsch und wurde täglich mehr goutirt.

Allein Herr Krones war damit nicht zufrieden; er hätte gerne auch in andern Rollen Beschäftigung gehabt, doch für komische Partien zweiten Ranges hatte das Leopoldstädter-Theater ein halbes Dutzend Schauspieler, welche alle sehr beliebt waren.

Einer hieß Krasnik. Dieser war zwar Herrn Krones nicht gefährlich, weil er fast jede Woche einigemal so betrunken war, daß er nicht spielen konnte; später ging er gar durch, und zwar gerade vor der

Vorstellung der „Lindane", und meldete dies der Direction mit folgenden Worten, die er auf seine Rolle schrieb und um 7 Uhr, als auf ihn schon gewartet wurde, überschickte.

„Heute spiel ich nicht, auch kein anderes Mal mehr,
Der Wirth bei „der Traube" peinigt mich gar so sehr.
Kommt ein anderer Wirth und borgt mir Wein,
Werd' ich der verlässigste Schauspieler sein!"

Ein Rivale war nun beseitigt, aber wie die andern wegbringen!

Herr Krones war ein ächter Intriguant, ein Ränkemacher, wie man sie sehr häufig bei den Theatern findet. Er sann Tag und Nacht darauf, seine Collegen zu vernichten. Aber es war schwer.

Da war Landner, den Raimund protegirte; dieser Landner verzehrte fast in jedem Stücke eine gute Rolle.

Herr Krones wußte nicht, wie er diesen aus dem Wege bringen könnte.

Plötzlich erfuhr er, daß Landner außer dem Theater unter seinem Familiennamen Haumer als Schullehrer im Freihause in der Vorstadt Wieden angestellt sei!

Schullehrer und Komödiant! dachte Krones, das paßt nicht zusammen. Da wird der Komödiant weichen müssen, ich werde dies zu erzielen im Stande sein! — Du meine Schlauheit, verlasse mich nicht!

Herr Krones fand bald Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen.

Es wurde die alte Burleske „Thaddädl, der dreißigjährige ABC-Schütze," gegeben. Herr Landner spielte die Hauptrolle, den „ABC-Schützen!"

Herr Krones kaufte vierzig Billete für die zweite Gallerie zur Darstellung des „Thaddädl", und ver-

fügte sich damit ins Freihaus; zur Schulzeit, dort wartend, bis die Schüler, lauter Jungen von 10—12 Jahren, die Schule verließen, stand er auf der Lauer. Die Schuljungen erschienen.

Er winkte ihnen, mit ihm zu gehen, und als er sie in einem der abgelegenen Höfe des großen Freihauses um sich versammelt sah, redete er sie mit den Worten an:

Kinder, ich will Euch heute eine Freude machen. Da hab ich vierzig Billete für das Leopoldstädter Theater; heute wird ein lustiges Stück gegeben; Ihr werdet Euch köstlich unterhalten, geht mit Euern Eltern ins Theater. Es kostet Euch nichts!

Er gab die Eintrittskarten den freudig überraschten Jungens, und verschwand, während diese ihren Dank aussprechen wollten.

Abends saßen auf der Gallerie zwölf ehrsame Eltern und acht und zwanzig Buben, ihre Söhnchen.

Das Stück begann.

„Der dreißigjährige ABC-Schütze" trat auf die Bühne.

Die Buben trauten ihren Augen nicht.

Ihr Lehrer war der ABC-Schütze, welcher mit dem sogenannten Batzenferl gezüchtigt wurde. Der Lehrer, ein dummer Junge! Die Buben kamen vor Erstaunen nicht zu sich.

Er ist es! Herr Haumer ist es! riefen die Knaben. Es ist sein Gesicht, seine Stimme, er hat dasselbe schielende Auge. Es ist unser Lehrer!

Herr Vater, sagte ein Bube zu seinem Erzeuger, einem ehrsamen Gelbgießer, „der ABC-Schütze ist unser Lehrer!"

Ja, ja, schreien die andern Jungen ihren Eltern zu;

es ist Herr Haumer, der Lehrer aus der dritten Classe!

Wenn wir nur wüßten, ob er uns sieht! bemerkte ein anderer Schüler des ABC-Schützen.

Das ist schwer zu bestimmen! meinte ein dritter Knabe, der von Herrn Haumer wegen Faulheit immer auf die „Schandbank" verwiesen wurde — er schielt, und da weiß man nie, ob er Einen ansieht oder nicht!

Zum Teufel! versetzte ein anderer Bürger, wenn Euer Lehrer hier einen „Kasperl" macht, so können wir Eltern Euch nicht mehr zu ihm in die Schule schicken.

Indeß hielten Eltern und Kinder bis zum Schluße des Stückes im Theater aus, amüsirten sich ganz prächtig, und die Buben jubelten, als sie ihren Lehrer wegen seiner Lüderlichkeit, Unwissenheit und tollen Streiche „kuranzen" sahen.

Am andern Tage kamen die Buben in die Schule.

Herr Haumer erschien mit gewohntem Ernste, zeigte den strengen Professor und hub an:

Nun wollen wir sehen, ob Ihr das behalten habt, was ich Euch gestern vorgetragen!

Die Buben brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

Was ist das? herrschte der Lehrer den Jungen zu. Ihr lacht, wenn ich spreche?

Oeh! rief Einer, der hoffnungsvolle Sprößling eines Sauerkräutlers, wir haben gestern auch gelacht und noch mehr als heute, und da haben Sie kein Wort dagegen gesagt. —

Sie wollen uns examiniren? fragte das Söhnchen eines Lebzelters, der während der Schulstunden einem gebackenen Reiter um den andern den Kopf abbiß, und Kinder aus Lebkuchenteig wie Herodes vernichtete, Sie wollen uns examiniren und wissen selbst nichts? —

Thaddädl! Thaddädl! Thaddädl! schrieen alle Knaben.

Herrn Haumer gerann das Blut zu Eis.

Die Buben waren gestern im Theater! sprach er für sich. Alle waren da! sie haben mich erkannt; ich bin verloren.

Mittlerweile kam der Schuldirector in das Collegium nächst dem „Naschmarkt".

Er ersuchte Herrn Haumer-Landner, die Schule für heute zu schließen, entließ die Knaben und meldete dem Lehrer, daß er auf den Wunsch der Eltern ihn seines Postens entheben müsse, denn zwei ganz entgegengesetzte Beschäftigungen, der Thaddädl-Darsteller und der Lehrer der Jugend, vertrügen sich nicht mit einander.

Herr Landner verlor seinen Posten. Aber Krones hatte sich in seinen Erwartungen verrechnet; er glaubte den Schauspieler zu vernichten, vernichtete aber nur den Schullehrer.

Landner war nun gezwungen, seinen ganzen Fleiß dem Theater zu widmen.

Herr Krones war in Verzweiflung. Er hatte noch immer fünf Collegen, die alle sein Fach spielten.

Er trug seinen Kummer zu seiner Schwester.

Du mußt mir mehrere Stücke und Dir darin gute Rollen schreiben, dann ist uns Beiden geholfen.

Ich bringe nicht alle Tage eine „Sylphide" zur Welt, und wenn ich nur in den Stücken spiele, die ich schreibe, so habe ich noch in Jahren kein Repertoir. Ich muß fort intriguiren. Die fünf Collegen müssen fallen.

Aber bald erschien noch ein sechster Rival. Herr Tomaselli wurde engagirt.

Dieser Tomaselli war auch außer der Bühne ein komischer Kauz.

Er glich zufällig dem Kaiser Napoleon in auf-

fallender Weise, und seine Freunde waren entzückt darüber und gratulirten ihm hiezu.

Als Schauspieler reichte er, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, dem Krones das Wasser nicht, aber er hatte mehr Glück auf der Bühne. Er copirte den Komiker Neubruck, und dieses Copiren gefiel dem Publikum, auch begünstigte Raimund Herrn Tomaselli.

Herr Krones sann darauf, Tomaselli eine Grube zu graben.

Herr Krones machte seinen Rivalen an öffentlichen Orten lächerlich, aber gerade dieses Lächerlichmachen zog der Leute Aufmerksamkeit auf Tomaselli, und er fing an, noch mehr zu gefallen.

Wie so eben bemerkt, hatte Tomaselli die Marotte, Napoleon sein zu wollen, und ging darin so weit, daß er zu Hause in seinem Zimmer in der Uniform des großen Feldherrn mit dem kleinen Hütchen auf dem Kopfe herumging und sich von dem Theaterschneider, Theaterdiener, Theater-Feldwebel, „Euer Majestät" anreden ließ, wofür er Bier in Hülle und Fülle spendete.

An den Wänden seiner Stube hingen gewiß zwanzig Porträts Tomaselli's, ihn alle als Kaiser der Franzosen darstellend. Es war zum Todtlachen, diesen Kaiser Tomaselli in seinem Hause zu sehen.

Bei dem Theater in der Leopoldstadt befand sich auch ein alter Tänzer, ein Monsieur Louis Arault, der unter Napoleon gedient, im Jahre 1809 mit der französischen Armee nach Wien gekommen, aber nicht mehr mit der französischen Armee fortgezogen, sondern von ihr echappirt war. Er ließ sich als Figurant anstellen, tanzte freilich wie ein Elefant, wurde aber aus Mitleid geduldet.

Diesen Franzosen, der unter Napoleon gedient

und dessen Abgott Napoleon war, hetzte Krones gegen Tomaselli.

Es ist infam, sagte er zu Monsieur Louis, daß Tomaselli die Stirne hat, Europa's größten Mann zu persifliren! Haben Sie ihn schon einmal gesehen als Napoleon?

Non.

Besuchen Sie diesen Hanswurst, und Sie werden sich überzeugen, wie dieser Mensch Ihren großen Kaiser parodirt. — Gehen Sie hin, sehen Sie sich diesen Scandal an, und züchtigen Sie den frechen Buben für seine Keckheit. Ich lasse es mir Etwas kosten!

Eh bien! sagte Louis, ich nehm' mein Rapier mit; ich brecke den Kopf ab und steck dem Coujon par Lock (Löcher) in seine Wamms.

Louis ging zu Tomaselli.

Er klingelte an der Hausthüre.

Tomaselli, der keinen Bedienten und keine Magd hatte, schloß selbst auf, und stand plötzlich als Napoleon vor dem Franzosen.

Tomaselli redete sogleich in französischer Sprache den Ex-Tambour an.

Louis war Tambour im 41. Regimente gewesen.

Ha! Was seh' ich! rief Tomaselli. Einer meiner Braven von Wagram sucht mich auf? Habt Ihr das Kreuz noch nicht erhalten, Louis Arault? Nehmt hier das Meine. Von meiner Brust wandere es an die Eurige! Ihr, Louis, nicht ich, habt den Sieg erfochten, denn als Ihr in jener Nacht das Zeichen zum Aufbruch gabt, da fiel die alte Garde über den Feind her und schlug ihn. — — Ich habe es nicht vergessen, Tambour-Major, Louis Arault; Ihr seid von heute an Capitän, und zieht mit mir nach Paris.

Louis blieb sprachlos stehen. Von dieser Aehnlichkeit hatte er keine Ahnung. Es schien ihm, als stünde Napoleon wirklich vor ihm. Es war Napoleons Gestalt, seine Haltung, sein Ton.

Als Tomaselli ihm das Kreuz der Ehren-Legion an die Brust heftete, da wurde der alte französische Tambour so hingerissen, daß er dem Pseudo-Kaiser zu Füßen fiel und ausrief:

Mon empereur, Votre Majesté, Sire, mon coeur! mon Dieu! ick nit kann mich declarir'.

Tomaselli hob ihn auf und führte ihn in sein Zimmer.

Bleibt, Tambour-Major, Chevalier de la legion d'honneur, ich führe Euch in das Bivouaque von Aspern; hier das lodernde Feuer im Kamine, hier ein paar Cigarren aus Saragossa, hier ächtes Bier von Austerlitz und Bretzen aus der Lobau; aus allen Gegenden, wo meine Adler siegreich standen und die Sonne meine Triumfe beleuchtet, bringe ich Trofäen, Euch zu bewirthen!

Avec permission, mon Empereur! erwiederte Louis Arault, zündete die dargereichte Cigarre an, und trank das Bier des großen Napoleon so lange, bis die Nacht hereinbrach, und von den stolzen Siegen der französischen Armee die letzte Bretze verschlungen war.

Krones stand vor dem Hause auf der Straße und konnte den Moment nicht erwarten, in welchem ihm Louis melden würde, endlich sei Napoleon geschlagen worden.

Nach drei Stunden erschien Louis ganz benebelt.

Vive l'Empereur! schrie er. Es leb' der groß Kaiser! jubelte er auf der Straße.

Krones, der sich diese Fröhlichkeit nicht erklären konnte, fragte:

Hat er seine Züchtigung erhalten? Haben Sie ihm ein paar hinter die Ohren gegeben, dem Elenden, der Ihren Monarchen so tief herabsetzt?

Züchtigung, comment? le grand Empereur? Ich züchtigen? Ich bin glücklich, daß er mich als Deserteur nicht erschießen ließ. Er hätte es gekonnt, vraiment! Er sein zu natürlich Napoleon! Seht her, den Orden der Ehrenlegion hat er mir verliehen. Vive Napoleon le grand!

Mit diesen Worten taumelte Louis fort, Herrn Krones ganz consternirt zurücklassend.

Ich lasse meine Rivalen ungeneckt, sprach Krones. Alle meine Anschläge gehen schief. Diesem Franzosen hat der falsche Napoleon einen ächten Rausch angezecht. So sind die alten französischen Soldaten! Einen Knopf von ihrem Kaiser dürfen sie sehen, und sie verlieren die Besinnung. Wenn diese Geschichte bekannt wird, so treiben es die Napoleon-Anbeter noch ärger mit diesem Affen. Ich erzäle diesen Spuk keinem Menschen, wenn nur Louis schweigt!

Siebenzehntes Capitel.

Die schöne, an so vielen heitern Genüssen reiche Zeit des Leopoldstädter Theaters ging im Jahre 1828 zu Ende.

Ein Herr Rudolf Steinkeller aus Warschau kaufte dieses Theater.

Die Administration des Doctor Manquet fand ihr Ende.

Rudolf Steinkeller stellte sich an die Spitze dieses Institutes.

Es lebt in Wien noch eine große Anzahl von Personen, die sich an die Wirthschaft erinnert, welche

dieser unwissende, freche, dummdreiste, gewissenlose Eigenthümrr anrichtete.

Dieser Pole lebte in dem Wahne, die bei ihm angestellten Schauspieler seien seine Leibeigenen.

Dem wackern Raimund, den er doch zum Director erhob, verbitterte er sein Leben so sehr, daß dieser sich nicht mehr zu helfen wußte.

Was Herr Rudolf Steinkeller zur Qual der Künstlergesellschaft noch nicht ganz ausgebeutet hatte, darauf machte ihn sein Theatersecretär aufmerksam.

Herr Steinkeller war ein herzloses Subject, das von dem Theater so wenig Kenntniß besaß, als ein Schornsteinfeger von der Astronomie; ein in jeder Beziehung bornirter Mensch, der gleich nach der Installation mit den unverschämtesten Verunglimpfungen der älteren, verdienstvollen Mitglieder der Leopoldstädter Bühne begann. Er machte den beliebtesten Künstlern Gagenabzüge, strich garantirte Einnahmen, zog die in Contracten stipulirten Freiquartiere ein, und kündigte in den ersten acht Tagen einem Drittel der Gesellschaft. Als dem Herrn Eigenthümer gegen eine oft auch noch pöbelhaft ausgesprochene Kündigung Vorstellungen gemacht wurden, antwortete sein Secretär: „So soll es sein! Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!“

Dem alten, diesem Theater fünfzig Jahre angehörenden Schauspieler und zuletzt als Director fungirenden Johann Sartory nahm Steinkeller drei Viertel seiner Gage. Gerne hätte der gewissenlose Mann den Greis schonungslos aus dem Hause gestoßen, aber er fürchtete die Bürger der Leopoldstadt. Raimund warnte ihn mit folgenden Worten:

Mit den Bürgern in der Leopoldstadt binden Sie nicht an! Diese dulden keine Grausamkeit! Wenn Sie

den alten Sartory entlassen, so geht kein Bürger mehr in Ihr Theater, und einige sind darunter, die durch Reichthum und Einfluß auf die meisten ihrer Freunde so bedeutend sind, daß ein großer Theil des Publicums Ihr Haus meiden wird, wie wenn die Pest darin spukte!

Sartory wurde zwar nicht entlassen, aber mißhandelt und gequält. Der arme Veteran schlief viele Nächte nicht vor Kummer.

Ignaz Schuster, Krones, Korntheuer und noch mehrere andere sehr beliebte Künstler wurden auf pöbelhafte Weise gekränkt.

Diejenigen Schauspieler, welche erkrankten, erhielten keine Gage; wer Einnahmen zu fordern hatte, dem wurden sie abgestritten.

Korntheuer mußte spielen, obgleich er von einem heftigen Brustkrampfe schwer heimgesucht wurde. Als der todtkranke Mann zum letzten Mal auftrat und ohnmächtig von der Bühne weggetragen wurde, stand Steinkeller hinter den Coulissen und sprach:

Er spielt nur den Kranken!

Die Folge hievon war, daß er starb.

Ignaz Schuster, von Steinkeller genau so behandelt, verließ ebenfalls das Leopoldstädter Theater und starb wenige Tage nach seinem Abschiedsbenefice.

Therese Krones wurde von dem brutalen, rücksichtslosen Steinkeller am allerschlechtesten behandelt, und so lange von ihm beleidigt, bis sie, wie ihre Collegen, das Engagement verließ und im Theater an der Wien Gastrollen gab.

Eine der heftigsten Scenen, welche Krones mit Rudolf Steinkeller hatte, wollen wir fast wörtlich hier mittheilen.

Nun, Mamsell, Sie waren ja schon wieder krank! redete Steinkeller Therese an.

Waren Sie es nie?

O ja! Aber niemals auf anderer Leute Kosten! — Sie aber faullenzen auf dem Krankenlager und verlangen Gage dafür!

Ich bin im Dienste des Theaters krank geworden!

Ei!

Ja! Ja! — In der heftigsten Winterkälte haben Sie Stücke auf das Theater gebracht, in welchen ich in dünnen Tüllkleidern und mit bloßem Kopfe spielen mußte. Das Dach ihrer Bühne ist offen, das Podium mit hundert Zuglöchern versehen. Der Wind bläst auf diesem Theater wie auf der Haide. Sie selbst können hinter den Coulissen keiner Vorstellung beiwohnen, ohne sich in den wärmsten Pelz einzuhüllen! Sie, der Sie doch ein Pole und gegen die Kälte abgehärtet sind!

Wegen Ihnen werde ich kein neues Theater bauen lassen!

Dies verlange ich nicht; lassen Sie nur das alte ausbessern. Der Theatermeister sagt: Es seien alle Scheiben der Theaterfenster zertrümmert. Sie lassen nichts repariren. Sie legen es darauf an, die Theaterpersonen krank zu machen, damit Sie Gagen einziehen können.

Damit Sie Wahrheit sprechen, so sollen Sie am Schlusse des Monats keinen Heller erhalten.

Dann gehe ich heute noch ab, und lasse mich im Theater an der Wien engagiren.

Und ich producire bei der Polizei Ihren Contract mit dem Leopoldstädter Theater, und lasse Sie zu Ihrer Pflicht zwingen.

Und ich melde mich für ein Jahr krank und trete nicht auf, bis mein Contract zu Ende.

Ich klage Sie auf Schaden-Ersatz; können Sie diesen nicht leisten, so lasse ich Sie einsperren.

Haha! lachte Therese, diese Drohung kommt mir gerade recht. Heute spiele ich die Madame Freude in Kotzebue's „Unglücklichen". Da will ich doch dem Publikum ein Stückchen von einem Theaterdirector erzälen, der Dirigiren mit Maltraitiren verwechselt.

Wenn Sie dies wagen, so jage ich Ihren Bruder aus dem Engagement; der kann dann mit Weib und Kind betteln gehen.

Jagen Sie ihn! — Director Carl stellt ihn augenblicklich an, und mein Bruder dankt Ihnen noch, daß er Ihrer Knute entrinnt.

So? — Dann bleibt er und verliert alle Rollen. Ich lasse ihn nur Tische und Stühle auf das Theater tragen.

Daraus wird er sich nichts machen. Mit rohem Holz umzugehen, hat er bereits gelernt.

Ich verbitte mir jede Beleidigung.

Ich auch!

Ich bin Ihr Director.

Director ist Herr Raimund.

Ich bezahle Sie.

Ja, von dem Gelde, das mein Talent Ihnen einbringt.

Verlassen Sie mein Zimmer augenblicklich.

Mit dem größten Vergnügen, aber Eins muß ich Ihnen noch sagen:

„Ich habe in meinem Leben nur mit zwei Polen Bekanntschaft gemacht. Der Eine ist bereits gehangen worden, was dem Andern bevorsteht, weiß ich zwar nicht, aber ich hoffe, daß er gleiches Schicksal haben wird. — — Heute spiele ich nicht, und morgen nicht, und übermorgen nicht, und wenn es mein größtes Unglück sein sollte."

Damit ging Therese Krones.

Herr Steinkeller aber machte große Augen. Er berechnete schnell den Verlust, den er für die Cassa erleiden müßte, wenn Krones auf ihrem Vorsatz beharrte.

Er ließ Raimund kommen.

Raimund erschien.

Raimund war der durch die Regierung bestellte Director, denn dem Ignoranten Steinkeller wäre nie ein solches Institut anvertraut worden.

Raimund scheute sich daher nicht, dem frechen Theatereigenthümer bei jedem Anlasse die Wahrheit zu sagen. Aehnliche Scenen wie nachstehende kamen zwischen Raimund und Steinkeller fast in jeder Woche vor.

Steinkeller theilte Raimund den Rencontre mit Krones mit.

Sie lassen also nicht nach, die Mitglieder zu chikaniren? Auch für die Krones haben Sie keine Rücksicht? — Wenn Sie so fortfahren, spielen Sie mit Ihrem Secretär Komödie und dirigiren Sie diese auch: ich lege meine Directorstelle nieder; für Ihre Abscheulichkeiten will ich nicht verantwortlich sein!

Soll ich mich beleidigen lassen?

Soll sich die Krones von Ihnen beleidigen lassen?

Mich mit Jarosinsky zu vergleichen!

Das war unrecht, Jarosinsky war wenigstens höflich, aber das sind Sie nicht. Wer weiß, wie Sie die Krones gereizt haben, daß sie mit solchen Reden herausplatzte. Ich werde sogleich zu ihr gehen und mir genau Ihr Benehmen schildern lassen. Das sag' ich Ihnen, wenn die Krones in der That drei Abende nicht spielt, und mir das Repertoir gestört wird, dann bin ich am längsten Director gewesen.

Sie sind ja mit im Complotte gegen mich! Alle

Mitglieder haben sich bereits verschworen. Fermier hat einen Hund abgerichtet, der den besten Braten nicht frißt, wenn man sagt: „Vom Steinkeller!" Ich werde beleidigt und beschimpft selbst vom letzten Coulissenschieber.

Sie machen es darnach! Sie haben den Haß der ganzen Stadt auf sich geladen. In öffentlichen Gast- und Caffeehäusern werde ich zur Rede gestellt, wie ich Ihrer Grausamkeit und Brutalität meinen Namen leihen könne! — Wenn ich unser Theater betrachte wie es war, und wie es jetzt ist, so schäme ich mich, daß ich sein Director bin. Hätten Sie nicht etwas Anderes unternehmen können als ein Theater? Ein Geschäft, wo Rohheit und Gemeinheit nichts verderben können. — Ihr Herr Bruder wollte, Sie sollten Lieferant werden von den gewissen rabiaten vierfüssigen Subjecten, die man aus der Bukowina kommen läßt.

Sie werden impertinent!

Verstehen Sie denn ein anderes Wort? — Gehen nicht Ihre Tiranneien über alle Begriffe? — Haben Sie nicht den armen Landner auf die abscheulichste Weise erniedrigt?

Ich, den Landner? Gerade dieser ist mein Liebling.

So? Ein sauberer Liebling! Sie haben ihn nur unter der Bedingung im Engagement behalten, daß er sich, so oft er seine Gage holt, von Ihnen sechs Hiebe mit einem spanischen Röhrchen geben lasse.

(Buchstäblich wahr.)

Und Sie schämen sich nicht? Wissen Sie, was der Polizeidirector mir mitgetheilt hat? — Er wird Landner rufen lassen und ihn fragen, ob Sie diese Rohheit wirklich ausüben, und Sie werden sich höchst unangenehme Folgen zuzuschreiben haben.

Herr Landner wird es läugnen.

Wer weiß es!

Dann jage ich ihn zum Teufel!

Wenn der Teufel all diejenigen aufnehmen sollte, die Sie ihm zujagen, so müßte er eine eigene Hölle bauen lassen.

Warum duldet Landner meine Hiebe?

Weil er ein blutarmer Mensch ist, und nicht so leicht ein Engagement finden kann, kränklich ist er auch, darum duldet er es. Doch reden wir nicht davon. Der Polizeidirector wird Ihnen eine solche niederträchtige Behandlung schon untersagen, und ich werde beitragen, daß er es recht nachdrücklich thut. —

Herr Raimund! fuhr Steinkeller wüthend auf.

Herr Steinkeller! erwiederte Raimund in einem eben so gereizten Tone. Bilden Sie sich vielleicht ein, daß auch ich vor Ihnen kriechen werde? Ich nicht, verstehen Sie mich! Und nehmen Sie sich nur hübsch in Acht, mich in Harnisch zu bringen. Sonst hören Sie mehr von mir! Ich besuche jetzt die Krones. Die muß heute spielen! Ich lasse die Vorstellung nicht abändern. Ich werde ihr sagen: Sie ließen sie um Vergebung bitten! Und dies müssen Sie auch!

Eher gehe ich zu Grunde, als ich dies thue. —

Dies bleibt Ihnen auf keinen Fall aus. Denken Sie an mich! — Wir haben bereits ein Deficit von 36,000 fl.! Noch ein solches Jahr und die Crida ist da. Ihr Herr Bruder, der Banquier in Warschau, hat mir gesagt, er sende Ihnen nur Geld, wenn ich hiezu riethe! Ich werde mich hüten!

Achtzehntes Caiptel.

Therese Krones erschien am 24. April 1829 als Autorin mit einem neuen Stücke. Es hieß: „Der Branntweinbrenner und der Nebelgeist.“ Raimund und Therese Krones gaben die Hauptrollen. Drechsler schrieb die Musik, aber weder das Stück noch die Musik gefielen.

Die Reibungen mit Steinkeller dauerten fort. Gegen zehn Monate hatte die Aermste mit dem Ungeheuer von einem Theater-Unternehmer zu kämpfen.

Endlich gelang es ihr, im Jänner 1830 ihrer Verpflichtungen quitt zu werden. Am 23. Jänner 1830 verließ sie das Leopoldstädter-Theater für immer und ihr Bruder mit ihr, der bei Director Carl ein sehr vortheilhaftes Engagement fand.

Therese wählte zu ihrem Abschiede von dieser Bühne eine Parodie von Meisl: „Julerl, die Putzmacherin.“ Das Theater war an jenem Abende so überfüllt wie lange nicht. —

Das Publiknm zeigte der scheidenden Künstlerin sein Wolwollen im höchsten Grade. Diese Güte rührte Therese bis zu Thränen.

Am Schlusse der Vorstellung gerufen, dankte sie mit folgenden Worten:

„Es sind nun acht Jahre, daß ich das Glück genieße, vor Ihnen erscheinen zu dürfen, und Sie mich „Ihrer Gnade und Nachsicht stets werth hielten. — „Verhältnisse zwingen mich, diese Bühne zu ver„lassen; ich mache deshalb eine kleine Seereise mitten „im Winter, das heißt, ich schleife auf der zu„gefrornen Donau bis in die zugefrorne „Wien, um dort neuerdings Ihre Huld in Anspruch

„zu nehmen. — Möchten Ihre Nachsicht, Ihre Theil-„nahme, Ihre Güte auch dort nicht für mich erkalten; „mein Fleiß und mein Bemühen, Ihren Antheil zu er-„streben, wird den höchsten Grad, wird den Sied-„punct erreichen, lassen Sie nur Ihren Beifall nicht „auf den Gefrierpunct herabfallen, sondern er-„halten Sie mir noch lange den Sonnenschein Ihrer „Huld."

Diese Rede wurde mit einem wahren Beifallsjubel aufgenommen, und Therese wohl sechsmal gerufen.

Der Applaus, den das Publikum spendete, war eine Art Demonstration gegen den verhaßten Steinkeller, welcher diese beliebte und ausgezeichnete Künstlerin so lange verfolgte und zurücksetzte, bis sie, der schnöden Behandlung müde, gleich so vielen andern Künstlern, die ein Jahr vor ihr von diesem Theater abgingen, ihre Entlassung nahm.

Nun hieß es neuerdings, Therese werde Bohrmann heiraten; Bohrmann selbst annoncirte sich allenthalben als Bräutigam; ja er schien seiner Sache so gewiß, daß er seinen Freunden den Tag angab, an welchem die Hochzeit statt finden würde; er bat bereits den französischen Obersten, sein „Beistand" (Trauungszeuge) zu sein; Bohrmann schrieb auch an Stephan, der mittlerweile sein „geliebtes Stubenmädchen" geheiratet hatte, in diesem Jahre ja gewiß am 24. April nach Wien zu kommen und seine liebe Frau mitzubringen, weil am 27. April Bohrmann's „Copulation" statt finden werde — allein Therese schlug herzhaft die Verbindung mit Bohrmann aus. „Ich werde nie heiraten, betheuerte sie ihm; willst Du mich aber blos darum zum Altare führen, damit Dir bei meiner fortwährenden Kränklichkeit dereinst mein Vermögen nicht entgehe, so will ich ungesäumt mein Testament machen, und Dich zum

Universalerben einsetzen, nur sprich nicht mehr von einer Heirat; ich habe ein Gelübde gemacht, ledig zu bleiben, und ich werde dieses Gelübde halten, so lange ich lebe."

Schon am 26. Jänner trat Therese in „Herr Joseph und Frau Baberl" zum ersten Male als Gast im Theater an der Wien auf, und gefiel so sehr, daß sie wol ein Dutzend Mal gerufen wurde. — Abermals war der immense Applaus, welcher der Künstlerin gespendet wurde, eine Demonstration gegen Steinkeller, der an öffentlichen Orten nicht erscheinen konnte, ohne bittere und derbe Vorwürfe zu hören, doch was kümmerte ihn dies! Er hatte ohne Gewissensbisse Korntheuers Tod herbeigeführt; was lag ihm am Publikum und an der Krones!

Desto mehr lag dem Publikum an seinem Lieblinge!

Director Carl ließ nun Therese in allen ihren Glanzrollen der Reihe nach auftreten. Sie spielte vom 26. Jänner bis 26. Februar bei übervollen Häusern und stets enthusiastischem Applause, wurde an jedem Abende wol an sechs, acht Mal gerufen, und mußte ihre Gesangstücke immer wiederholen.

Am 26. Februar fand ihr Benefice statt. Zum dritten Male erschien sie auf dem Theaterzettel als Verfasserin eines neuen Stückes. Sie trat nämlich mit einer Travestie der „Kleopatra" auf, welche aber nicht gefiel, obgleich sie als Darstellerin mit Beifall überhäuft wurde.

Am 3. April 1830 kündigte Ignaz Schuster an, daß auch er das Leopoldstädter Theater verlassen werde. Er lud das Publikum an diesem Tage zu seinem Abschiedsbenefice ein, und wählte hiezu „Sylphide" von Therese Krones. Therese erschien an diesem Abende, Schuster zu liebe, in einer Loge und sah das Stück mit an.

Welche Auszeichnungen das Publikum ihr widmete, als es sie in demselben Theater sah, in welchem sie so schöne Triumfe feierte, und ungeachtet dieser Triumfe von dem Eigenthümer dieses Theaters wahrhaft mißhandelt wurde, welcher Applaus sie ehrte, als sie in die Loge trat, werden wir hier nicht erzälen. — Nun war auch Ignaz Schuster verscheucht; außer Raimund waren alle ersten Mitglieder durch Steinkeller weggetrieben. Lebten nicht so viele Zeugen der Brutalität jenes Theater-Tirannen noch, man müßte meinen, es würden blos Märchen erzält, weil es unglaublich erscheint, wie ein Schauspiel-Unternehmer ohne positive Verstandes-Verwirrung gegen die Stützen seines Instituts wüthen, gegen die Künstler, welche noch heute im Gedächtnisse von Hunderttausenden zu ihrem Ruhme leben, so rasen konnte.

Die Nemesis nahte.

Rudolf Steinkeller wurde durch seine Gläubiger gezwungen, eine schimpfliche Flucht zu ergreifen.

Die Mitglieder des Theaters, das Publikum jubelte, Korntheuers Manen wurden gesühnt, Ignaz Schuster, Therese Krones und noch einige Andere erhielten die größte Genugthuung; nur die vielen Gläubiger weinten, und der Bruder des polnischen Tirannen beklagte das viele Geld, das er an diesen Mann gewendet.

Am 1. März 1830 und die folgenden Tage verheerte eine bisher noch nicht erlebte Ueberschwemmung die der Donau zunächst gelegenen Vorstädte. Die Leopoldstadt, die Jägerzeile u. s. w. standen in allen Straßen derart in Wasser, daß mit den größten Kähnen umhergeschifft werden mußte.

Therese Krones wohnte noch immer in der Jägerzeile in der „Weintraube". Dieses Haus umgab, wie so viele, ein See.

Es wurden die Straßen wie in Venedig, zwar nicht mit Gondeln, aber mit Schiffen durchschnitten.

Diese Schiffe brachten Lebensmittel.

Sie transportirten Menschen aus ihren Wohnungen, welche in großer Gefahr schwebten.

Sie schafften Aerzte und Arzneien den Kranken, die in den vier, fünf, sechs und sieben Fuß hoch überschwemmten Häusern, schwer heimgesucht, darnieder lagen.

Die wackeren Schiffmeister Pezzl und Lassingleithner waren sehr thätig.

Am offenen Fenster im ersten Stockwerke lag Therese Krones, und stierte in das Wellenmeer hinaus, das die „Weintraube" mit reißender Wuth bespülte.

Hilfe! Hilfe! rief Therese.

Die braven Schiffer flogen mit ihren Kähnen pfeilschnell einher.

Hilfe! Hilfe! wiederholte Therese.

Sollen wir Sie in unsern Kahn aufnehmen? fragte Pezzl. Wir haben hier eine Leiter, diese legen wir an Ihr Fenster; in fünf Minuten sind Sie geborgen.

O nein! erwiederte Therese. Ich bin nicht in Angst für mich, aber in dem niedern Gäßchen hinter dem Theater wohnt eine arme Frau, im Erdgeschosse, ohne Brod, ohne Geld, ohne Holz; ich befürchte, daß sie zu Grunde geht. Retten Sie diese Aermste, an die wol Niemand in diesem Drangsale denkt! Da haben Sie Geld, bringen Sie ihr Lebensmittel; wenn die Flut noch nicht in ihre Stube gedrungen ist, — retten Sie sie so schnell als möglich, und ist sie gerettet, so bringen Sie ihr noch 10 fl. in einer Banknote, die ich Ihnen hier einhändige.

Wie nennt sich diese Frau?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ein armes

Weib in diesem Gäßchen wohnt. Eilen Sie! Eilen Sie, brave Männer!*)

Welch ein edles Herz zeigte auch hier die Krones!

Am 22. April 1830 erschien in der „Theaterzeitung" folgende Anzeige:

„Die Gastrollen der Demoiselle Therese Krones! „im Theater an der Wien sind durch ihre plötz„liche heftige Erkrankung unterbrochen „worden, doch ist zu hoffen, daß sie wieder herge„stellt werde."

Diese heftige Erkrankung bot jedoch keine Aussicht zur Herstellung. Das Uebel, an welchem sie seit Jahren litt, und das sich immer wieder erneuerte und immer gefahrdrohender wurde, brach nun mit solcher Wuth hervor, daß die Aerzte schon in den ersten acht Tagen an ihrer Rettung zweifelten. Es fanden zahllose Consultationen statt, Therese Krones litt wie eine Märtirin. Ihr Vater, den sie schon früher hatte nach Wien kommen lassen, gab Veranlassung, daß sie an ihrem Testamente Etwas abänderte, und sich mit dem Gedanken vertraut machte, sie werde bald von der Welt-Bühne abtreten und ein anderes Engagement annehmen, bei welchem es keine Kündigung mehr gibt, bei welchem Kabalen, Rollenneid, Tirannei eines Bühnenvorstandes unmöglich sind, und das für ewige Zeiten geschlossen wird.

Von den langen moralischen und fisischen Leiden der Heldin dieser Schilderung, welche nicht nur wäh-

*) Diese Scene ist verbürgt, und wie sie erzält wird, buchstäblich wahr. Ein bürgerlicher Schiffmeister hat sie dem Verfasser dieser Schilderung zugesendet. Der Original-Aufsatz ist sehr gut geschrieben, aber etwas zu lang. Der Herr Verfasser grolle daher nicht, daß sein Aufsatz hier nur im Auszuge berührt wird.

rend der entsetzlichen Katastrofe Jarosinsky's die fürchterlichsten Gemüthsbewegungen, während ihres Engagements bei der Steinkeller'schen Entreprise des Theaters die gröbsten Beleidigungen, Kränkungen, Verhöhnungen und Zurücksetzungen, dann auf dem Krankenlager die beispiellosesten körperlichen Schmerzen zu ertragen bestimmt war, wollen wir unsern Lesern kein Bild entwerfen.

Wir beschränken uns zu sagen, daß ganz Wien die regste Theilnahme an ihrer Krankheit nahm, daß alle die herzlichen Menschen, welche das Talent der Krones und ihr edles Herz schätzten, sich in ihre Wohnung drängten, und täglich Nachricht über ihr Befinden einholten.

Diese Nachrichten wurden immer betrübender.

Vom 25. bis zum 28. December vermochten Bohrmann und Alle, welche die Kranke umgaben, nur mit Thränen Auskunft über Therese zu geben.

Die Aerzte selbst glaubten am Vorabend ihres Todestages, sie werde diese Nacht nicht überleben.

Am Morgen schien sie wieder neue Kräfte zu sammeln.

Es war eine arge Täuschung.

Am 28. December 1830 starb Therese Krones.

Ihr Tod wurde in der „Wiener Theaterzeitung" in folgendem Nekrologe gemeldet:

„Therese Krones

„ist nicht mehr! Diese beliebte Schauspielerin, „welche das Publikum so unzählige Male erheiterte, „hat ihre zahlreichen Freunde und Gönner zum ersten „Male in eine trübe Stimmung versetzt, indem sie für „immer von ihnen Abschied nahm.

„Sie starb in Wien am 28. December 1830, „Nachmittags um 3 Uhr.

„Zu Freudenthal in Schlesien am 7. October

„1801 geboren, zeigte sie schon in frühester Jugend „ein außerordentliches Talent, besonders für das ko- „mische Fach.“

„In Olmütz, Brünn, Laibach, Grätz, Agram gefiel „sie so allgemein, das sie im Jahre 1821 einen Ruf „nach Wien erhielt, um im Theater in der Leopold- „stadt Gastrollen zu spielen, welche sie an ihrem Ge- „burtstage (7. October 1821) begann. Damals hatte „sie aber noch sehr beliebte Rivalinnen. Madame Rai- „mund war im Besitze aller ersten komischen Partien „im localen Singspiele, Madame Walla lebte noch „frisch im Gedächtnisse der Wiener, und Demois. Ku- „pfer gab Rollen, welche in das Fach der Krones „gehörten, mit vielem Glücke. — Als aber Mad. „Raimund das Leopoldstädter Theater verließ, Mad. „Walla einen langjährigen Contract mit der Bühne „in Pesth abschloß, und Demois. Kupfer gerade bei „den Proben einer neuen Zauberoper unter dem Ti- „tel „Lindane“ erkrankte, und Therese Krones „die Hauptpartie in dieser Oper sehr schnell überneh- „men mußte, da siegte ihr schönes Talent so ausge- „zeichnet, daß das Publikum sowol von ihrem leben- „digen schalkhaften Spiele, als von ihrem herrlichen „Gesange hingerissen wurde.

„Seit dieser Rolle wollte sie das Publikum in jedem „neuen Stücke sehen. Sie beherrschte nun förmlich das „Repertoir. Selbst alte Stücke erhielten durch sie einen „neuen Reiz. Ihre unversiegbare Laune, ihre ächte Ko- „mik, ihr trefflich nuancirtes Spiel erwarben ihr wahre „Triumfe. — Als sie im vorigen Jahre das Leopold- „städter Theater verließ und hierauf im Theater an der „Wien gastirte, gefiel sie eben so. Die Krankheit, wel- „cher sie vor einigen Tagen erlag, hinderte sie, ihre „Gastrollen fortzusetzen. Ihr humoristisches Lied in „Gisperl und Fisperl“ erschien als ein böser Pro-

„phet für ihre nicht allzuferne Todesstunde. Wer hätte „damals gedacht, daß die lustige Strophe:

„Muß ich schon sterben,
„Bin noch so jung,
„Muß ich schon sterben,
„Bin noch so jung!
„Wenn das mein „Gisperl" wüßt,
„Daß mich der Tod schon küßt" — u. s. w.

„so bald eine so traurige Anwendung nehmen, daß „Therese Krones so bald dem geliebten Gisperl „(Herrn Korntheuer) folgen werde.

„Für ihr Andenken hat sie gesorgt.

„Die edlen Bewohner Wiens, welche Niemanden „eine herzliche Erinnerung versagen, der sich durch ein „entschiedenes Talent, rühmliches Streben und uner„müdeten Fleiß Verdienste erworben, bewahren auch „die Erinnerung an Therese Krones, und setzen ge„wiß nicht ohne Wehmuth die Worte der Jugend auf „ihr Grab:

„„Scheint die Sonne noch so schön,
„„Einmal muß sie untergehn!"

Gleichzeitig erschien folgendes sogenannte „Partezettel":

„Joseph Krones, ehemaliger Schauspiel-Direc„tor, gibt in seinem und im Namen seines Sohnes, „Joseph Krones, Mitglied des Theaters an der „Wien, Nachricht, von dem sie höchst betrübenden Hin„scheiden seiner innigst geliebten Tochter, und in Be„ziehung auf den Sohn, Schwester, Therese Kro„nes, ehemaligem Mitgliede des Theaters in der Leo„poldstadt, welche nach einer langwierigen Krankheit „und empfangenem heiligen Sterbe-Sacramente, am „28. December 1830, Nachmittags um 3 Uhr, selig „in dem Herrn entschlafen ist.

„Der Leichnam wird Donnerstag, den 30. December,

„um halb Drei Uhr in der Pfarrkirche zu St. Johann „von Nepomuk in der Leopoldstadt (Praterstraße), in „der Stille beigesetzt; die heiligen Seelenmessen wer„den in mehreren Kirchen gelesen.“

* * *

Das Testament, welches am 1. Januar 1831 im Beisein mehrerer Zeugen von Bohrmann und mit Zuziehung des Vaters und des Bruders der Krones eröffnet wurde,

1. ernannte zum Universalerben Herrn Franz Bohrmann;

2. bestimmte, daß Franz Bohrmann dem Vater Theresens, so lang er lebe, jährlich sechshundert Gulden CM. auszubezahlen habe;

3. bestimmte, daß das Silbergeräthe, im Gewichte von 92 Pfund, in zwei gleiche Theile getheilt, wovon die Hälfte dem Bruder, die andere Hälfte Franz Bohrmann zufallen solle;

4. bestimmte dem Bruder 600 fl. ein für alle Mal;

5. ordnete an, daß der Leichnam Theresens geöffnet werde, damit die Aerzte doch endlich erkennen möchten, von welcher Krankheit die „Erblasserin“ hingerafft wurde;

(Die Aerzte wußten genau, welche Krankheit Therese getödtet. Als sie den Körper secirten, fanden sie volle Bestätigung ihrer Ansichten.)

6. bestimmte, daß Theresen ihr schönstes und kostbarstes Kleid angezogen, sie damit aufgebahrt und begraben werden solle.

Dies war eine bedenkliche Aufgabe. Es waren mehrere schöne und kostbare Kleider vorhanden. Das eine war ihr liebstes Kleid, aber viel zu bunt. Man wählte das nicht, weil sie es auf einem Balle getragen hatte. Es waren noch zwei sehr theuere Kleider vorhanden, Kleider aus Blonden. Das eine hatte

900 fl. gekostet und war bezahlt, das andere stand im Preise von 1100 fl. und war noch nicht bezahlt, auch hatte es Therese noch nicht getragen. Man zog ihr daher das Kleid zu 900 fl. an. Das Kleid zu 1100 fl. wurde von Bohrmann der Modistin zurückgegeben. Bohrmann drang es ihr auf, und erklärte, es nicht bezahlen zu wollen, obgleich er 13,000 fl. CM. und alles Mobiliar, Porzellan u. s. w. erbte.

Das Begräbniß war sehr feierlich, wenn auch nicht durch kirchliches Gepränge, doch durch die außerordentliche Anzahl Leidtragender.

Von allen fünf Theatern Wiens waren Mitglieder zugegen.

Die Kirche erschien viel zu klein, um die große Masse von Menschen aufzunehmen, die herbeigeströmt war. Mehrere Hunderte standen vor der Thüre.

Raimund zerfloß in Thränen.

Als schon die Trauerfeier vorüber und der Sarg dem schwarzen Wagen übergeben ward, stand Raimund noch immer mit nassen Augen da, und starrte der theueren Kunstgenossin nach.

Sie können sich ja gar nicht mäßigen, Sie klagen ja wie um eine geliebte Schwester! redete der Theaterarzt Raimund an.

Soll ich nicht weinen, entgegnete Raimund, **wenn man meine Jugend begräbt!** —

* *
*

Auf dem Kirchhofe zu St. Marx ruht Therese Krones.

Bohrmann ließ ihr einen einfachen Leichenstein und hierauf nur den Namen

„Therese Krones"

setzen.

Dieser Name reicht hin, ihr Andenken zu verewigen, denn **Therese Krones** hat sich einen bleibenden

Namen gemacht, obgleich er während ihres Lebens mehr verunglimpft als gefeiert wurde.

Als der Sarg in die Grube gesenkt und die Sänger des Theaters an der Wien und der Leopoldstädter Bühne eine vom Professor Drechsler componirte Cantate anstimmten, als jeder ihrer Kunstgenossen eine Hand voll Erde auf den Sarg warf, stürzte ein junger Mann wie todt auf den aufgeworfenen Leichenhügel.

Es war Stephan.

Er liebte Therese noch.

Er riskirte sein Erbe, und kam zu einer Zeit nach Wien, die ihm zu benützen untersagt war.

Er kam in Wien am 20. December an, und verweilte bis zu Theresens Scheiden aus dieser Welt bei ihr.

Stephan, und nicht Bohrmann, drückte ihr die Augen zu.

In seinem Garten zu Agram hat er der Geliebten ein weit schöneres Denkmal setzen lassen, als sie in Wien besitzt. Er zeigt es noch heute Jedem, der ihn besucht. Er widmet ihr noch heute seine Thränen. An ihrem Geburts- und Sterbetage legen Stephan und seine Frau Kränze auf das Denkmal.

In Wien lebt Niemand, der auch nur ein Blümchen Theresen widmen möchte.

Nicht einmal am Allerseelen-Tage brennt ein geweihtes Kerzchen an ihrem Hügel.

Ende.

Druck v. U. Klopf s. A. Alex. Eurich.